CHRISTINA.

Königin von Schweden.

Pantheon

berühmter und merkwürdiger

Frauen.

Zweiter Theil.

Leipzig,
bei Caspar Fritsch
1809.

Vor-Erklärung.

Um mit meiner Lesewelt in den ganzen Umfang unserer Unterhaltung zu treten, darf und kann ich der Chronologie in der biographischen Folge nichts einräumen, (so gern ich es auch in andern Verhältnissen hätte thun mögen,) und muß mich durchaus auf Abwechselung einschränken. Doch habe ich, so viel als es seyn konnte, Vermischungen vermieden, und in diesen Gesichtspunkt gestellt, werden unbefangene Leser die getroffene Anordnung ganz behäglich finden, in welcher die Biographien hier stehen. Ich glaube, man kann in dieser

Rücksicht mit mir, so wie mit der Folge der Lebensbeschreibungen, zufrieden seyn.

In der dritten Sammlung werde ich durchaus deutsche Frauen aufstellen können, wozu mir vergönnt ist, mitunter Manuscripte zu benutzen, von denen bisher noch kein Gebrauch gemacht worden ist. Dieses glückliche Ereigniß wird, wie ich hoffe, das Interesse der Erzählungen in eben dem Grade erhöhen, in welchem es selten seyn mag, und erfreulich ist, davon zu sprechen.

Geschrieben am Concordien-Tage 1809.

Inhalt.

I. Chelonis. - - S. 1

II. Bona, die Veltelinerin. - 7

III. Elisabeth, Königin von England. 23

IV. Christina, Königin von Schweden. 63

V. Diana, Prinzessin von Frankreich. 141

VI. Olimpia Maldachini. - 151

VII. Bianka Capello. - - 171

VIII. Isabella Andreini. - 203

IX. Magdalena de Scuderi. 215

X. Maria de Gournai. S. 229

XI. Marquise de Maintenon. 241

XII. Marquise de Gange. - 259

XIII. Marquise de Brinvillier. 279

XIV. Antoinette de Bourignon. 301

XV. Eleonore Davies. - 313

C h e l o n i s.

Chelonis, die Tochter des Königs Leonidas zu Lacedämon, an Kleombrotus verheirathet, kam in eine so zärtliche Verlegenheit, daß sie sich aus derselben nur auf eine sehr auffallende Art herauswickeln konnte.

Es entstand in Lacedämon eine so mächtige Faction gegen ihren Vater zum Vortheile ihres Gemals *), daß jener sich genöthiget sah, um sein Leben zu retten, eine Freistatt in dem Heiligthume eines Tempels zu suchen, indem Kleombrotus als König ausgerufen wurde.

An diesem Glücke ihres Gemals wollte Chelonis nicht Theil nehmen, begab sich in den Tempel zu ihrem Vater, und warf sich, Schutz begehrend wie dieser, am Altare nieder.

*) Um das Jahr 484 vor Christi Geburt.

Einige Tage darauf erhielt Leonidas die Erlaubniß, sich nach Tegea zu begeben. Chelonis ging mit ihm, und wurde seines widrigen Schicksals unzertrennliche Gefährtin.

Bald aber brach eine neue Revolution aus, und Kleombrotus sah sich gezwungen, Schutz suchend, in eben den Tempel zu fliehen, in welchen Leonidas zu fliehen genöthiget gewesen war. Leonidas wurde von den Lacedämoniern zurückgerufen, und die geraubte Königswürde ihm wiedergegeben.

Jetzt verließ Chelonis ihren Vater, und eilte in den Tempel zu ihrem Gemal.

Es war ein Schauspiel, der größten Bewunderung würdig, sie als Mittlerin zwischen Vater und Gemal treten zu sehen, mit dem festen Entschluß, mit diesem sein Unglück zu theilen, ob sie gleich an seinem Glück keinen Antheil genommen hatte, und mit ihrem Vater sein Glück nicht zu theilen, ob sie gleich sein Unglück freiwillig mit ihm theilte, und ihm an den Ort seiner Verbannung gefolgt war.

Leonidas suchte mit gewaffneter Hand den Kleombrotus in seiner Freistatt auf und machte ihm die bittersten Vorwürfe über alle Belei-

digungen, die er von ihm erlitten hatte. Kleombrotus konnte nicht antworten, da er sich schuldig fühlte.

Chelonis sprach für ihn mit der größten und rührendsten Beredsamkeit, und betheuerte:

„Sind meine Bitten, meine Thränen nicht vermögend, meinem Gemal das Leben zu retten, so werde ich, das schwöre ich bei den Göttern! mit ihm sterben.“

Als sie ihren Vater erweicht sah, fuhr sie fort:

„Vater! hätte mein Gemal einige scheinbare Gründe gehabt, Dir die Krone zu rauben, so widerlegte ich dieselben, zeugte gegen ihn, da ich ihn verließ und Dir folgte. Willst Du meinen Gemal aber hinrichten lassen, wirst Du dadurch nicht beweisen, daß er dennoch zu entschuldigen war? Wirst Du dadurch der Welt nicht sagen: ein Königstitel sey doch etwas so Großes, unserer Wünsche so Würdiges, daß man, um sich desselben zu versichern, auch wohl das Blut eines Eidams vergießen und seine Tochter morden dürfe?

Leonidas, indem er ihr Kleombrotus Leben und Freiheit schenkte, bat sie aufs zärtlichste,

nebst ihrem Gatten bei ihm in seinem Hause zu bleiben. Chelonis aber betheuerte, dieses Anerbieten könne sie nicht annehmen, gab ihrem Gemal das eine ihrer Kinder zu halten, und das andere auf dem Arme, ging sie zum Altar, ihr Dankopfer den Göttern zu bringen. Darauf verließ sie den Tempel und folgte ihrem Gemal an den Ort seiner Verbannung.

Bayle meint, Chelonis habe nicht als eine kluge Frau, sondern als eine Romanheldin sich ihrer Verlegenheit entwickelt; Plutarch aber ruft aus:

„In der That, Kleombrotus war glücklicher, da er mit einer solchen Gattin verwiesen wurde, als er vorher bei dem Besitze eines Königreichs ohne sie war!“

Vona
die Veltelinerin.

Bona hütete auf dem Felde ihre Schafe, als Pietro Brunoro, ein parmesanischer Offizier, der mit Ruhm in den damaligen Fehden der Italienischen Fürsten bald für diesen, bald für jenen focht, sie kennen lernte. Sie gefiel ihm, er ihr, und er nahm sie mit sich. Als Page gekleidet folgte sie ihm, lernte Rosse regieren und Waffen führen. Ueberall war sie bei ihm, und ging nicht von seiner Seite.

Noch vor hundert Jahren sangen die Velteliner von ihr:

Hinter ihrer Heerde, lehnte
Bona sich auf ihren Stab,
sah die Schafe weidend wandern
an den Bergen auf und ab.

„Wandert, meine Schäflein, heiter
durch den bunten Blumenklee,
springet lustig in den Thälern,
spielt auf der begrünten Höh!

Fröhlich schau' ich euerm Spiele,
herzgeliebte Schäflein, zu,
wiege mich in sanften Träumen
hier mit süßer Seelenruh!"

Aber drüben von dem Berge
trabt ein Ritter schön und frei
zu dem Thale, zu der Heerde;
und die Hirtin tritt herbei.

„Grüß dich Gott, du schöne Hirtin!"
„Grüß Euch Gott, Herr Rittersmann!"
„Laß doch, schöne Hirtin, hören,
ob man dich gewinnen kann?"

„Liebe könnte mich gewinnen."
„Liebe? die versprech' ich dir.
Ziehe mit mir nur von hinnen,
liebe mich, und folge mir!"

Sie bedachte sich nicht lange,
warf von sich den Hirtenstab,
nahm ein Bubenwamms und Waffen,
und was ihr der Ritter gab.

„Knappe! Knappe! auf, zu Rosse!"
Bona nahm den kurzen Speer,
schwang zu Rosse sich, und trabte
hinter ihrem Ritter her.

Brunoro trat damals eben in die Dienste des Herzogs Francesko Sforza, gegen König

Alfons von Neapel, der sonst sein Herr war, in's Feld zu ziehen. So heißt es in dem Velteliner Liede:

O Brunoro! o Brunoro!
dienst du gegen deinen Herrn?
Ha! der list'ge Franz von Sforza
hat die tapfern Kämpen gern.

Brunoro konnte mit Sforza nicht recht einig werden, verließ sein Heer, und ging zum Heere des Königs Alfons. Bona folgte ihm. — Aber der Ritter fand nicht seine Rechnung bei diesem Dienste, und wollte ihn wieder verlassen. Sein Vorhaben wurde entdeckt, er wurde festgehalten und in's Gefängniß geworfen. So sagt das Lied:

„Ungetreuer! rief der König
grimmig hoch in seinem Zorn;
heißt das wie ein Ritter handeln?
Nehmt ihm ab die güldnen Sporn! *)

Werft ihn in den finstern Kerker,
schließt ihn zwischen Wände ein.
Fliehen will der Ungetreue,
und er soll gebunden seyn!

---

*) Das Zeichen der Ritterwürde.

Einmal hab' ich ihm vergeben,
zweimal aber thu' ich's nicht.
Er vergaß, was er mir schuldig
war, und seiner Ritterpflicht."

Als Bona ihren Geliebten eingekerkert sah, eilte sie zu allen Fürsten Italiens, zum König von Frankreich, zum Herzog von Burgund, nach Venedig, und bat um Verwendung für Brunoro's Befreiung. Weinend, schlug dem schönen Liebchen keiner der Fürsten etwas ab.

Glänzten in den braunen Augen
ihre Thränen, Sternen gleich,
wurden alle Männer freundlich,
alle Herzen wurden weich.

Sie erhielt Empfehlungsbriefe von allen, eilte mit denselben nach Neapel, warf sich vor dem Könige nieder, überreichte ihm weinend die Briefe, und schluchzte:

„Ach Gnade, edler König! für Brunoro."

Der König hieß sie aufstehen; sie aber fuhr fort:

„Ich bitte um Gnade! und werde mein Angesicht nicht aufheben von der Erde, bis mir der edle König sein Wort gegeben hat, Brunoro frei zu geben."

Der König sah sie fragend an:

„Du liebst ihn, diesen Brunoro?"

„Ja! ich liebe ihn."

„Du liebst einen Ungetreuen. Wer seinen Herrn verrathen kann, dem wird es gewiß weit leichter, sein Mädchen zu verlassen."

„Ach, nein! ach, nein!"

„Du willst es also mit ihm wagen?

„Ich wage es."

„Nun gut! — Brunoro ist frei."

„Ach, edler König! Mein Dank" —

„Keinen Dank, armes Mädchen! Ich denke, ich werde dir nicht viel Gutes gegeben haben; aber, es ist dein Wunsch, dein eigener Wille. — Sieh zu, was du davon haben wirst."

Bona eilte in's Gefängniß, schlang ihre Arme um den Geliebten, rief: „Du bist frei!" und legte ihr weinendes Gesicht an seinen hochaufklopfenden Busen.

„Bona! Deiner Liebe Thränen
fallen heiß und fallen schwer
auf den Busen, der sich wogend
hebt, wie das empörte Meer.

Aber diese Thränen alle
windet Liebe dir zum Kranz,

macht zum Himmel deine Augen
in dem Thränen-Sternenglanz.

Morgen wirst du meine Gattin,
mit dir leb' und sterb' ich dann.
Nimm den Ring von dem Geliebten,
morgen nennt er sich dein Mann."

Dieß geschah. — Dankend suchten die Vermählten den König zu sprechen, der sie aber nicht sprach, und ihnen glückliche Reise wünschen ließ. Sie gingen nach Venedig.

Es ist unbekannt, wie und auf welche Art es der schönen Bona gelang, — doch, was könnte einem schönen, entschlossenen Weibe mißlingen? — ihrem Gemal bei'm Senat ein Truppen-Commando nebst einem Gehalt von 20,000 Dukaten auszuwirken. — Genug, er erhielt beides; und die Senatoren bewiesen, daß sie klug und verständig waren, und etwas Schönes gern sahen, sagt ein' gleichzeitiger Schriftsteller *), der — kein Senator war.

„Die Venetianer — fährt er fort — sind sonst eben nicht im Rufe, in Staats- und

*) Lianuro Disc. 27.

Dienstangelegenheiten galant gegen die Damen zu seyn, sondern es ist sogar das Gegentheil davon bekannt, es muß also die Veltlinerin entweder mit einem ganz besondern Glücksstern geboren seyn, oder die ganze Geschichte hat einen Grund irgendwo, den wir nicht kennen. Wer möchte auch seine Anker hier spähend auswerfen? Sie würden nirgends halten, als da, — wo sie halten sollen. — Pietro Brunoro war ein tapfrer Offizier, Bona eine kluge, beherzte Frau, und die Republik gewann viel durch Beide, wie wir hören werden."

Brunoro zog in's Feld; Bona wich nicht von seiner Seite. Wo er focht, focht auch sie, und mit einer Tapferkeit, welche allgemeine Bewunderung verdiente.

Um die runde Brust gebogen
ihren Harnisch, auf dem Haupt
einen Helm, das Schwert gezogen,
hatte nie der Feind geglaubt,

Daß ein Weib so wacker stritte
in der heißen Männerschlacht,
daß, von ihrem Schwert getroffen,
mancher sank in Todesnacht.

Bona, auf dem Schellenrosse *),
bricht mit dem gezuckten Stahl
in der Knechte feste Reihen,
treffend, wie ein Wetterstrahl.

Streckt die Kämpfenden zu Boden,
bricht die Reihen muthig durch,
jagt die Lanzenknechte, fliehend,
nach der wohlverwahrten Burg.

Diese Burg war das Schloß Pavono bei Brescia, wohin, geschlagen, der Feind floh. Die Venetianer berennten das Schloß, aber die Belagerten wehrten sich tapfer, und Francesko Sforza rückte heran, dasselbe zu entsetzen. Brunoro ging ihm entgegen. Ein Treffen war unvermeidlich.

„Um diese Zeit — sagt der genannte alte Chronist — hatte Bona im Kriegsheere schon großen Ruhm erlangt. Man kannte ihre Tapferkeit, und schätzte ihren Rath. Sie war Brunoro's und des Heeres zweite Seele, ihre einzige Schönheit, und ihr dreifaches Herz.

*) Mit Schellen waren damals die Schlachtrosse behangen, so wie die Wehrgehänge der Ritter, und ihre Kleider damit geschmückt und besetzt. Schellentracht war die Tracht der Hohen.

Damals fing man an, von ihr zu erzählen, sie sey als ein Kind im Kriege, im Veltliner Lande, verloren gegangen, und von einer Wölfin gesäugt worden, sechs Monden lang, bis man sie wieder gefunden und unter Menschen gebracht habe. Ihre Aeltern aber habe man nie ausfindig machen können. Aus eigener Wahl habe sie, als sie erwachsen sey, die Schaafe gehütet, und kein Wolf habe sich ihrer Heerde genahet, — vermuthlich der Verwandtschaft wegen."

Man sieht, der Alte kann das Spotten nicht lassen!

„Aber — fährt er fort, — da kam ein Kriegsmann, und raubte sie selbst. Sie sagte zu ihrem Erzieher: Adio! und ritt mit dem gestiefelten Freunde gestiefelt davon. Nun trug sie Panzer und Schild, Schwert und Lanze, und focht mit einer Gewandtheit und Unerschrockenheit, daß Jeder darob erstaunte."

Indeß ihr Gemal dem Feinde entgegen zog, blieb sie vor dem Schlosse Pavono liegen, und da ihr die Zeit lang wurde, ehe sie Nachricht von einem Siege vernahm, munterte sie ihr Corps auf, die Burg zu erstürmen. Sie fand ihre Knechte bereitwillig, und

stellte sich an die Spitze derselben. Zweimal wurde der Sturm von den Belagerten abgeschlagen, zum dritten Mal stand Bona mit dem Fähnlein auf der Mauer, und das Schloß war erstürmt.

Hoch des Sieges Panner schwenkend,
stand im Waffen-Strahlenglanz
Bona auf der hohen Mauer
und es krönt des Sturmes Kranz

Ihre wallend braunen Locken
und sie ruft: Victoria!
In dem Heere, mit Frohlocken,
tönt es laut: Victoria!

Die Besatzung streckte die Waffen, und die Nachricht kam: Brunoro hat die Mailänder geschlagen!

„Da gab es Freude und Jubel — sagt der Chronist — allenthalben, im Heere, und in der Stadt Venedig. Triumfirend kamen Brunoro und Bona mit den eroberten Fahnen daselbst an, und wurden mit Frohlocken empfangen. Alt und Jung strömte den Siegern entgegen; die Weiber priesen den Helden Brunoro, die Männer die Heldin Bona. Lange Zeit wurde in Venedig kein Mädchen

getauft, das nicht den Namen Bona erhielt, und alle Väter glaubten der Republik Heldinnen geschenkt zu haben. Wir haben aber von keiner gehört, daß sie eine Mauer erstiegen hätte, es hätte denn seyn müssen, über dieselbe etwa zu einem Liebhaber hinab zu springen, wenn dieser nicht selbst hinüber sprang."

Negroponte wurde damals von den Türken hart bedrängt, und der Senat sendete, dieses Kleinod der Republik zu erhalten, Brunoro und seine Gattin dahin ab. Ihre Tapferkeit rechtfertigte die Wahl der Vertheidiger. Die Türken wurden geschlagen, und die Stadt Negroponte von einer Belagerung befreit. Bona that Wunder der Tapferkeit:

Unter Mahoms bleiche Haufen
schmetterte des Blitzes Strahl,
über Leichen bahnt sich Wege
Bona mit dem blanken Stahl.

Hoch schwang sie des Sieges Lanze;
es erbleicht der falbe Mond,
wo die Heldin, wie ein Engel,
auf dem hohen Rosse thront.

Voll Bestürzung flieh'n die Türken:
„Allah! Allah! steh uns bei!"
„Ha! entsetzt ist Negroponte!"
tönt der Christen Siegsgeschrei.

Aus der Stadt zog man den Siegern frohlockend entgegen, und ihr Einzug war ein Triumffest. Der Chronist sagt:

Viele wollten damals behaupten, der Erzengel Michael selbst habe die Christen zum Kampfe geführt, andere aber meinen, dieser Engel möge wohl Bona gewesen seyn; denn sie habe übermenschlich gestritten. Dem sey nun, wie ihm wolle; der Republik Venedig war ein schönes Kleinod erhalten worden durch die Tapferkeit eines außerordentlichen Ehepaars."

In der Stadt selbst aber erkrankte Brunoro plötzlich, und gab, nach einer kurzen Krankheit, seinen Geist in den Armen seines geliebten Weibes auf.

Nun hatten die Waffen für Bona keinen Reiz mehr:

In dem Tempel, am Altare,
hängte ihrer Waffen Zier
Bona auf, und sprach: „Nun rostet,
ihr geliebten Waffen, hier!

Nie führ' ich die Lanze wieder,
nie führ' ich das blanke Schwert,
steige, zu der Schlacht gerüstet,
nimmer wieder auf ein Pferd.

Denn geschieden ist der Vater,
und ich will jetzt Mutter seyn
meiner lieben Herzenskleinen,
meiner zarten Kinderlein.

Kommt, ihr Kinder, zu dem Grabe,
betet für das Seelenheil
eures guten, lieben Vaters,
denn ihn traf des Todes Pfeil.

Meine Pflicht will ich erfüllen,
kommt mit mir, wir reisen fort!"
Und es folgten Wunsch und Thränen
ihr bis an des Schiffes Bord.

Bona wollte mit ihren beiden Kindern nach Venedig, aber sie kam nicht dahin, und starb *) in einer kleinen Stadt auf der Halbinsel Morea. Der Chronist sagt:

„Den Namen dieser Stadt habe ich nicht erfahren können, weiß auch nicht zu sagen, wo der Heldin Grab ist. So ist es gar oft in der Welt. Wo der Mensch gestanden hat,

*) 1466.

der durch ausgezeichnete Verdienste glänzte, weiß man immer, wo er aber liegt, das erfährt man von vielen nicht. Es scheint der Heldin Bona kein Grabmal errichtet worden zu seyn, wenigstens habe ich nichts davon erfahren können. — Ihre Kinder hat der Senat zu Venedig erziehen lassen. — Friede sey mit der großen Seele der schönen Bona! und Friede ruhe einst auch auf unsern Gebeinen, und begleite, wenn wir scheiden, unsere Seelen in das erwünschte Land der Ruhe, wo des irdischen Streitens nicht gedacht und keine Veste erstürmt wird, wo wir vielmehr einziehen mit Palmen in das himmlische, friedliche Jerusalem! — Laß es, o Herr! bald uns so wohl werden!"

Elisabeth
Königin von England.

König Heinrichs des Achten in England und seiner zweiten Gemalin Anna Boleyn Tochter, Elisabeth, war kaum drei Jahr alt *), als sie nach dem Tode ihrer unglücklichen Mutter, auf dem Blutgerüste, nebst ihrer Halbschwester Maria, von ihrem Vater, seiner neuen Gemalin zu Gefallen, für ein unächtes Kind erklärt, und von der Thronfolge ausgeschlossen wurde. Als aber Eduard den Englischen Thron bestieg, suchte dieser das ihr geschehene Unrecht durch die möglichste Sorgfalt für alles, was ihr angenehm seyn konnte, zu versüßen, nannte sie nie anders, als seine liebe Schwester, seine gute Lady Temper, (Geduld,) und gab ihr die herzlichsten Beweise seines Wohlwollens.

*) Sie war, nach einigen, zu Hamptoncourt, nach andern auf dem Schlosse Greenwich den 7ten oder 8ten September 1533 geboren.

Sie las viel, studirte sehr fleißig, wurde der Lateinischen, Französischen und Italienischen Sprache bald mächtig, trieb auch Griechisch, viele andere Wissenschaften, und wurde ein Wunder unter ihren Zeitgenossinnen genannt. Kaum zwölf Jahr alt, übersetzte sie Bücher aus dem Italienischen in's Englische, aus dem Englischen in's Lateinische, sprach im sechszehnten diese Sprachen vollkommen gut, und trieb Philosophie, Rhetorik, Musik und Mathematik mit einem solchen Eifer, daß ihr Lehrer Ascham von ihr sagte:

„Sie lernt von mir nur Worte, ich lerne von ihr Sachen; sie lernt von mir sprechen, ich lerne von ihr handeln."

Nach dem Tode des Königs Eduard spielte Johanna Gray nur kurze Zeit die ihr aufgedrungene Rolle einer Königin, und Maria bestieg den Thron *). Elisabeth eilte ihrer Schwester, als diese ihren Einzug in London hielt, in zahlreicher Begleitung entgegen, grüßte sie als Königin, und umarmte sie zärtlich, indem sie bat, ihr ihren Willen freundschaftlich zu eröffnen. Die Königin antwortete:

*) 1553.

„Mein Wille ist, meine liebe Schwester! daß Ihr eine gute Katholikin seyn sollt.“

„Das Gewissen ausgenommen, — sagte Elisabeth, — bin ich Eurer Majestät völlig ergeben. Dazu bin ich verpflichtet als Schwester, als Dienerin, als Unterthanin.“

Man sagt, diese Antwort habe die Königin etwas hoch aufgenommen, und sie gegen Elisabeth sehr kaltsinnig gemacht.

Das Parlament kam zusammen, erklärte Heinrichs des Achten Vermählung mit Anna Boleyn für unrechtmäßig, und Elisabeth wurde aller Vorrechte auf einmal, mit dem größten Theile ihrer Einkünfte zugleich, verlustig und beraubt.

Elisabeth ertrug standhaft dieses Unglück, aber Maria hörte nicht auf, sie zu verfolgen. Die Religion gab ihr Gründe für ihre Abneigung, aber die Eifersucht war es, von der sie beherrscht wurde. Sie liebte den Graf von Devonshire eben so heftig, als dieser ihre Schwester liebte, die jünger, schöner und liebenswürdiger als die Königin war. Diese Entdeckung brachte sie so sehr auf, daß sie der Prinzessin befahl, sich auf das Schloß Asheridge zu begeben.

Kaum war Elisabeth dort angekommen, als eine Verschwörung gegen die Regierung entdeckt wurde. Einer der Verschwornen, der Ritter Wiat, nannte bei'm Verhör die Prinzessin Elisabeth und den Grafen von Devonshire als Mitverschworene. Dieser wurde angeklagt, er habe Marien entthronen, sich mit Elisabeth vermählen, und diese zur Königin erheben wollen. Um diese desto sicherer zu fangen, wurde ihr gesagt, der Graf habe bereits alles bekannt und die Gnade der Königin angefleht. Elisabeth aber, die den Grafen besser zu kennen schien, antwortete:

„Sie glaube durchaus nicht, daß der Graf des angeklagten Verbrechens schuldig sey, noch weniger, daß er sich eines Fehlers selbst schuldig gegeben habe, den er nie habe begehen können."

Hierauf wurde Elisabeth unter sehr strenge Aufsicht nach dem Tower gebracht, und keine Vorbitte bei der Königin konnte die Strenge, mit der sie behandelt wurde, mindern. Sie wurde bald darauf auf das Schloß Woodstock geführt, wo der Ritter Benfield Gouverneur und sehr streng gegen sie war.

Es waren drei Meuchelmörder abgeschickt, die aber, als sie in ihr Zimmer traten, betroffen die Dolche fallen ließen, und erklärten: „Ohne einen schriftlichen Befehl von der Königin zu haben, könnten sie ein so liebenswürdiges Geschöpf nicht umbringen.“

Elisabeth war gut gewachsen, hatte eine zarte Haut, ein mehr ovales als rundes Gesicht, eine etwas lange, aber wohlgebildete Nase, große, mehr zärtliche als feurige Augen. Ihre Zeitgenossen fanden sie außerordentlich eitel, und ganz theatralisch, allenthalben und in jeder Situation ihres Lebens.

Aus ihrem Gefängnisse schrieb sie der Königin einen Brief, und beklagte sich laut über die Behandlung, die sie erfuhr. Ihre Klagen rührten besonders Mariens Gemal, den König Philipp, der es auch dahin brachte, daß Elisabeth besser gehalten wurde, und ein ziemlich ruhiges Leben führen konnte. Sie fühlte, was sie ihm schuldig war, und hing dankbar sein Portrait in ihrem Schlafzimmer auf. Hier blieb es auch, ob er gleich nachher ihr heftigster Feind wurde, bis ar ihren Tod.

Das Volk bezeigte öffentlich seine Freude, als es die Befreiung der Prinzessin erfuhr, brach in lautes Jauchzen aus, so oft es dieselbe erblickte, und selbst der Hof nahm Antheil an diesem frohen Ereigniß. Die Königin wurde kaltsinnig, und gab durch ihr Betragen ihr ganz deutlich zu verstehen, ihre Gegenwart falle ihr lästig. Elisabeth bat sie daher um die Erlaubniß, den Hof verlassen zu dürfen, und erhielt die Antwort: „Daran werde sie recht wohl thun.“

Man gab ihr einen Kammerjunker, Staats-Damen zur Gesellschaft, und sie ging in die Grafschaft Harford, wo sie das Schloß Herfield bewohnte. Hier widmete sie ihre Zeit ganz den Wissenschaften, studirte Politik, und las die Geschichtschreiber mit großer Aufmerksamkeit. In Geheim unterhielt sie einen Briefwechsel mit dem Grafen von Devonshire, der aber bald darauf so plötzlich zu Gent starb *), daß man argwohnte, er habe Gift bekommen. Er hatte in einem zärtlichen Briefe mit zitternder Hand, als der Tod ihn

*) Den 22sten September 1555.

überraschte, der Prinzessin sein letztes Lebewohl gesagt, und diese war außerordentlich gerührt, als sie des Grafen letzte Seufzer las. Sie sagte laut: „Nie sey ein Mann es so sehr werth gewesen, von Prinzessinnen geliebt zu werden, als der Graf von Devonshire, denn keiner hätte besser zu lieben verstanden, als er; er sey ein Engel in der Liebe gewesen."

Indessen war Elisabeth zur Prinzessin von Wallis erhoben, und dem Herzoge Philipp Emanuel von Savoien zur Gemalin versprochen worden; diese Heirath wurde jedoch rückgängig, und auch der König von Schweden erhielt ihre Hand nicht. Sie erklärte: „Ungezwungen werde sie sich nie in die eheliche Sklaverei begeben."

Sie blieb in ihrer Einsamkeit, bis sie nach dem Tode der Königin Maria *) im Triumfe selbst als Königin nach London geführt wurde. Der Kanzler hielt eine Rede im Parlamente, sprach von den Vorzügen der Prinzessin Elisabeth vor andern Frauen, von

*) Den 17ten November 1558.

ihrer Gelehrsamkeit, von ihren Rechten, und die ganze Versammlung rief aus: „Es lebe die Königin Elisabeth! Gott gebe ihr langes Leben, und eine glückliche Regierung!"

Als sie Benfield sah, welcher sie so hart in ihrer Gefangenschaft gehalten hatte, rief sie aus: „Sieh da, mein Kerkermeister!" und reichte ihm die Hand zum Kuß. Er aber ging ihr dennoch aus den Augen.

Kaum hatte sie den Thron bestiegen, als sie alle Ambassadeurs bestätigte, und ihre Thronbesteigung den Höfen notificiren ließ. Papst Paul der Vierte wollte nichts davon wissen, nannte die Königin eine unächte Tochter König Heinrichs, und verlangte, sie solle es dem apostolischen Stuhle überlassen, einen Ausspruch über ihre Rechte und Ansprüche zu thun. Dieß brachte natürlich die Königin so weit, seine erklärte Feindin zu werden, und zu sagen: „Der Römische Hof will also alles verlieren, damit ich alles gewinne."

König Philipp aber trug seinem Gesandten Feria auf, der Königin Glück zu wünschen, und seine Hand ihr anzubieten. Elisabeth, die dem Könige die größten Verbindlichkeiten schuldig war, hörte seinen Antrag mit einer

so heitern Miene an, daß der Gesandte seinem Herrn schrieb: „Er hoffe ihn bald mit der Königin vermählt zu sehen."

Nach einiger Zeit, als Feria wieder von dem Wunsche seines Königs sprach, erschöpfte sich Elisabeth in Lobsprüchen über denselben, indem sie hinzusetzte:

„Es ist unmöglich, daß eine Vermählung mit dem Könige die Verbindlichkeiten gleich machen kann, die ich ihm schuldig bin."

Der Gesandte bat um eine bestimmte Antwort, und erhielt keine.

Mit großem Gepränge wurde die Königin von dem Bischof von Carlisle, einem Katholiken, gekrönt *), legte den Krönungs-Eid aufs Evangelienbuch ab, und schwur: den katholischen Glauben zu schützen und die Kirche bei ihren Rechten und Freiheiten zu erhalten. Als sie gesalbt wurde, wendete sie sich zu ihren Damen und sagte: „Das Oel riecht entsetzlich schlecht; tretet nicht zu nahe, daß Euch nicht übel wird."

*) Den 13ten Januar 1559.

Nun gab sie allen Gefangenen die Freiheit, und der Ritter Bacon, der eben im Zimmer war, als sie diesen Befehl gab, fragte:

„Ihr wollt also, gnädigste Königin! diese Wohlthat allen Gefangenen angedeihen lassen, sich frei zu sehen?“

„Allen, — erwiederte die Königin; — ohne Unterschied.“

„Ich kenne vier Personen, die seit der Regierung der Königin Maria besonders in sehr enger Gefangenschaft gehalten werden.“

„Wer sind sie?“

„Sie heißen Matthäus, Markus, Lukas und Johannes; und Ew. Maj. Unterthanen warten mit Ungeduld auf ihre Befreiung.“

„Ei freilich! — lächelte die Königin. — Ich habe auch schon daran gedacht. Indessen will ich mich mit ihnen selbst unterhalten und hören, was ich zu ihrem Besten thun kann.“

Das Parlament zu eröffnen, erschien Elisabeth in großer Pracht, mit Zepter und Krone, und bestieg den Thron mit ungemein viel theatralischem Anstand. Einige von den vierzehn anwesenden Bischöffen konnten sich nicht enthalten zu sagen: „Das ist der erste

Auftritt der Komödie; wir sind nun auf den andern begierig."

Der Bischof von Winchester sagte zu dem Bischof von Lincoln: „Macht die Königin eine neue Religion, so wird sie sicher eben so reich an Eitelkeit, als arm an Sittsamkeit seyn;" und dieser antwortete: „Eine Komödiantin, wie diese, kann nur eine theatralische Religion machen."

Das Parlament ließ durch Abgeordnete die Königin im Namen des Volkes ersuchen, sich einen Gemal zu wählen. Elisabeth antwortete:

„Es wird mir nicht an Thronfolgern fehlen, und einem Gemal kann ich meine Hand nicht reichen, da ich durch meine Krönung mich dem Reiche verlobt habe. Sterbe ich, so wünsche ich auf meinem Leichensteine die Grabschrift zu haben: Hier liegt die Königin und die Jungfrau."

Hierauf wurde die Englische Liturgie eingeführt, und die Königin bekannte sich zur evangelischen Kirche. Da sie aber, wie sie sagte: „nicht Beherrscherin einer nakten Kirche seyn wollte," so behielt sie die Ceremonien und den bischöflichen Schmuck bei, ganz an-

gemessen ihrem prachtliebenden, theatralischen Charakter. Daher hieß es: „Man habe die Kirche zum Theater gemacht, vor der Königin in derselben Komödie zu spielen.“

Ueberhaupt pflegte man zu sagen: „Die Königin spiele mit einem jeden Komödie, und zwinge Alles zum Weinen oder zum Lachen, nachdem es ihr nun beliebe, ein Lust- oder Trauerspiel zu geben. Daher nannte sie auch der Spanische Gesandte: „die größte Theater-Directrice.“

Ihre Klugheit und Feinheit beherrschte ihr ganzes Conseil. Sie wußte jeden zu täuschen, kein Gesandter war ihr fein genug, und kein Geistlicher zu schlau, sie hintergehen zu können.

Maria, die Königin von Schottland, Wittwe des Königs von Frankreich, ging in ihr Reich zurück. Die Katholiken ihres Reichs jauchzten laut auf, die in England gaben Feste. Elisabeth sendete Schiffe aus, sie sollten (hieß es) Marien empfangen, grüßen, andere sagten, gefangen nehmen. Widriger Wind verhinderte alles. Eine Gesandtschaft wurde nach Schottland abgefertiget, die Freude der Königin über die Ankunft ihrer lieben

Schwester zu bezeigen, und ihr die Versicherung ewiger Freundschaft zu geben. Die leichte Maria nahm alles leicht und so auf, wie es gegeben wurde, und Elisabeth stand lauschend hinter der Coulisse.

König Philipp der Zweite, der lange vergebens geharrt hatte, die Hand der Königin Elisabeth zu erhalten, fand sich hingehalten, getäuscht, und endlich sogar durch verschiedene Schritte gegen seine Gesandten und durch die Kühnheit der Englischen Seeräuber in Amerika beleidiget. Es kam zu sehr deutlichen Erklärungen von beiden Seiten. Philipp schickte durch einen ganz gemeinen Edelmann den Orden des blauen Hosenbandes an die Königin zurück, ohne sich die Mühe zu nehmen, auch nur eine Zeile dazu zu schreiben. Mehrere Beleidigungen folgten. Es kam zum Kriege.

Die Königin setzte sich in Vertheidigungsstand, wagte es aber dennoch nicht, als angreifender Theil aufzutreten. „Spanien — sagte sie — ist ein Ungeheuer, das den beißt, der ihm zu nahe kömmt, und den frißt, der es anrührt. Und sehr gefährlich ist es, Krieg mit dieser Nation anzufangen, so gefährlich

es auch ist, mit ihr Krieg zu führen. — Die Minister fanden, sie habe sehr klug und wahr gesprochen, und kenne ihre Feinde.

Das Parlament fing abermals an, durch Abgeordnete die Königin ersuchen zu lassen, sich zu vermählen und einen Gemal zu wählen. Man schlug ihr auch einige Große des Reichs vor, erhielt aber die Antwort: „Sie sey nicht gesonnen, ihr Bett mit einem ihrer Vasallen oder Diener zu theilen, und so sehr sie auch wünsche, dem Volke gefällig zu seyn, so könne dieses doch nicht verlangen, daß dieses mit ihrem Nachtheil geschehe.“

Indessen ereigneten in Schottland sich alle jene Unfälle und Begebenheiten, die wir in dem Leben der unglücklichen Maria Stuart gelesen haben, und diese Königin wurde genöthiget, ihr Reich zu verlassen. Der Sturm verschlug ihre Schiffe in einen Englischen Hafen, und sie kam in die Gewalt der Königin Elisabeth, welche im ersten Rausche der Freude ausrief: „Seit ich Königin bin, kann ich mich jetzt zum erstenmal recht herzlich der Maximen meiner Politik freuen!“

Der Papst aber hatte die Königin in den Bann gethan, und seine Bulle kam kaum

nach England, als allenthalben Unruhen ausbrachen, die nur durch die größte Strenge unterdrückt und gedämpft werden konnten. Eine Empörung drohte, als Elisabeth das Parlament zusammen rief *), wo sie sehr kraftvoll über die Lage des Reichs sprach. Der Sprecher bat sie hierauf, um Gottes und der Nation willen, einen Gemal sich zu wählen. Alle stimmten in diese Bitte ein. Sie aber antwortete:

„Wie sehr mich so viele Merkmale des Wohlwollens meines guten Volks rühren, zeigt die Bewegung, in der ich mich jetzt befinde. Aber ich kann keine andere Antwort geben, als diese; daß ich, um mich zu vermählen, schon zu alt, und um mein Testament zu machen, noch zu jung bin" **).

Nach der Verschwörung des Herzogs von Norfolk gegen den Staat und das Leben der Königin, welche sich mit seiner Enthauptung endigte ***), sagte sie:

*) 1570.

**) Sie war damals 37 Jahr alt.

***) Den 12ten July 1572.

„Wir haben dem Papstthume die Zweige abgehauen, aber der Stock steht noch in der Erde. Dieser muß heraus, sonst schlägt er wieder aus.

Diese Worte waren das Todesurtheil gegen die Königin Maria.

Indessen schwang der Günstling der Königin Elisabeth, Robert von Evreux, den sie zum Grafen von Essex erhob, sich immer höher, und zu den höchsten Staatsämtern. Er hatte einen Schlüssel zu dem Zimmer der Königin, und trug ihren rechten Handschuh auf seinem Hute, damals das größte öffentliche Merkmal der Liebe, welches einem Liebhaber von seiner Geliebten ertheilt werden konnte. Elisabeth sagte oft:

„Sie habe den Grafen Arundel nie anders als um der Religion willen geliebt, den Grafen Leicester nie anders als aus Erkenntlichkeit, da sie ihm viele Verbindlichkeiten schuldig gewesen sey, und den Grafen von Sommerset nur aus Staatsklugheit, und um von vielen Favoriten zugleich desto besser bedient zu werden. Ihrer Eifersucht habe sie sich bedient, sie desto stärker an ihren Dienst zu

fesseln, aber wirklich, und von Herzen, habe sie nie einen geliebt, als den Grafen von Devonshire und den Grafen Essex."

Jetzt aber mehr als jemals von Spanien bedroht, sendete die Königin, unter dem Kommando des Grafen Leicester, den Niederländern Hülfstruppen gegen die Macht des Königs Philipp zu, und dieser, aufs höchste gegen seine Feindin aufgebracht, ließ mehrere Befehle ergehen, in welchen er seinen Unterthanen verbot, ihr den Titel Königin zu geben, und sie jemals anders als Kron-Usurpatorin und ketzerisches Hurkind zu nennen; ihr Titel: Königin, sollte in allen Staatspapieren ausgekratzt, und alle Bücher, in welchen er sich gedruckt befinde, sollten sogleich vom Scharfrichter verbrannt werden. Er schloß einen Waffenstillstand mit den Türken, und rüstete sich mit seiner ganzen Macht, wie er sagte: „die Tollkühnheit einer Komödiantin zu züchtigen, die sich Königin nenne."

Ein Brief des Königs an Maria Stuart, welcher sie tröstete und ihr die Krone ihrer Unterdrückerin verhieß, der der Königin Elisabeth in die Hände fiel, beschleunigte den Tod der Schottländischen Königin.

An dem Tage der Hinrichtung wurden in ganz England Freudenfeuer angezündet, und verwundrungsvoll fragte Elisabeth: „Was dieß bedeute?“ Als man ihr sagte, die Freudenfeuer verkündigten den Tod der Königin Maria, rang sie die Hände, ging ängstlich umher, und rief aus:

„Wie? Die Königin, meine Schwester, ist todt?“

Sie hatte gleichwohl das Todesurtheil selbst unterzeichnet, und klagte den Tod ihrer guten Schwester, wie sie Marien nannte, allen Abgesandten. Sie schloß sich drei Tage lang ein, wiederholte: „Sie könne sich nicht zufrieden geben,“ und rief aus:

„Wie? Darf man an Kronen sich vergreifen? Können Häupter fallen, die Diademe trugen?“

Es sagte daher ein Ambassadeur, als er das Benehmen der Königin sah und hörte:

„Nun! wenn diese keine geborene Schauspielerin ist, so kenne ich keine!“

Papst Sixtus der Fünfte aber, als er vernahm', was geschehen war, rief aus:

„Glückliche Königin, der es vergönnt war, ein Königliches Haupt springen zu sehen!“

Ja, er wünschte sich nur eine Nacht bei Elisabeth zu seyn, um mit ihr der Welt einen zweiten Alexander zu geben.

Der reichste Mann in der getauften Welt, König Philipp von Spanien, ließ eine Flotte auslaufen *), der man den Namen der unüberwindlichen gab, wie die Meere noch keine getragen hatten, England zu erobern, und die Königin, wie er sagte, zu züchtigen. Der Papst war es, dem die Königin so wohl gefiel, der ihr davon die erste Nachricht gab. Sie berief das Parlament zusammen, und hielt eine so nachdrückliche Rede, daß alle Mitglieder desselben ausriefen:

„Gut und Blut für England und unsere Königin!“

Sie zog eine Armee zusammen, ließ dieselbe bei Tellebury ein Lager beziehen, stieg zu Pferde, ritt durch die Reihen der Soldaten und ermunterte dieselben zur kräftigsten Vertheidigung des Vaterlandes.

„Ich selbst — sprach sie — will euch gegen den Feind führen. Ich weiß, daß ich nur den schwachen Arm eines Weibes habe,

*) 1588.

aber ich habe die Seele eines Königs, und was noch mehr ist, die Seele eines Königs von England. Eher will ich in der Schlacht mein Leben verlieren, als den Untergang und die Sklaverei meines Volks überleben."

Indem ganz Europa die Königin und England verloren glaubte, stritt der Himmel für beide. Heftige Stürme zerbrachen einen Theil der Spanischen Flotte, der andere wurde von den Engländern genommen; die Königin hielt ihren Einzug triumfirend in London. Die Freude des Volks war laut und allgemein. Es folgten Feste auf Feste, und große Belohnungen wurden ausgetheilt.

Der Papst hatte so eben die Jesuiten aus England nach Rom zurückgerufen, und Elisabeth, welche wohl wußte, was Se. Heiligkeit von ihr sagte und wie er ihre Handlungen beurtheilte, sagte in ihrem Conseil:

„Der größte Papst, den die Welt gesehen hat, ist Sixtus; er ist ein fürstlicher Papst, kein Pfaffen-Papst."

Sie schloß einen Traktat mit ihm, und machte sich anheischig, ihn mit Gewehren zu versehen, und ihm eine wohlbemannte Flotte zu senden, ihm Neapel erobern zu helfen.

Aber er starb *), ehe die Englische Flagge im Mittländischen Meere zu seinem Beistande wehte. Elisabeth beklagte seinen Tod öffentlich, und sagte: „Sie würde die Trauer um ihn anlegen, wenn es nur geschehen könnte, ohne der Welt ein Aergerniß zu geben."

Ihre Flotten thaten indessen den Spaniern im südlichen Amerika großen Schaden, und König Philipp wurde so unmuthig, so gefaßt er auch sonst war, über die Nachrichten, die über's Meer kamen, daß er ausrief: „Mein Gott! ist denn kein Mensch in der Welt, der die Kirche und Spanien von diesem weiblichen Teufel befreien kann, der so viel Unheil und Unglück stiftet?"

Eine Flotte von hundert und sechszig Segeln, welche Elisabeth, wohl bemannt, unter Anführung des Grafen Essex in's Meer schickte, eroberte Cadix, und nahm die Schiffe, welche in dem Hafen lagen; ein Verlust von zwölf Millionen Dukaten in Einem Tage für den König Philipp, dessen Tod endlich **) die Königin von ihrem stärksten Feinde befreite.

---

*) Den 27sten August 1590.

**) Den 13ten Sept. 1598.

Als Elisabeth dieses hörte, rief sie aus: „Wohl dir, Europa! Nun wirst du Ruhe bekommen.“

Die Königin hatte, zum Besten des Handels, verschiedene Verordnungen gegeben, Privilegien ertheilt, und große Anstalten getroffen, denselben zu begünstigen und zu erweitern. Man fühlte die wohlthätigen Folgen ihrer Veranstaltungen, und sendete, ihr zu danken, eine Deputation an sie ab. Sie empfing dieselbe mit großer Freundlichkeit, und beantwortete ihre Rede in den verbindlichsten Ausdrücken.

„Das Wohl meines Volks — sagte sie — liegt mir ganz allein am Herzen, und ich will auch nicht den Schaden des geringsten meiner Unterthanen. Eher verdorre meine Hand, eher treffe ein Dolchstoß mein Herz, ehe ich einen Entschluß fasse, oder einen Befehl gebe, von dem ich nicht überzeugt bin, er bezwecke das Beste meines Vaterlandes. Ich kenne meine Pflichten, ich weiß, daß ich nicht das Zepter für mich allein führe, sondern daß ich meinen Unterthanen angehöre, die die Sorge für sich mir aufgetragen haben. Thron und Leben kann ich willig für mein Volk lassen,

und die Liebe und den Dank desselben will ich erringen; dieß ist mein Ziel.“

In Irland waren Unruhen ausgebrochen, die zu dämpfen, Graf Essex dahin mit einem Heere gesandt wurde. Dieser aber ließ sich mit Tiron, dem Anführer der Rebellen, in Unterhandlungen ein, die ihn selbst in Verdacht brachten. Sein Benehmen zu untersuchen, wurden Commissarien abgesendet, die Essex aber festnehmen ließ, schnell nach London ging, und ohne sich zu vertheidigen, sich nicht einmal bei Hofe sehen ließ.

Die Königin war über dieses Benehmen aufgebracht, und erklärte: „Der Graf verschwöre sich gegen sie und den Staat.“ Eine der heftigsten Beleidigungen von der Königin selbst, glaubte man allgemein, veránlasse ihn, sich an ihr zu rächen. Denn bei einem heftigen Wortwechsel mit ihr einst, wendete der Graf ihr verächtlich den Rücken zu. Dieß brachte die Königin noch mehr auf. In der größten Wuth trat sie auf ihn zu und gab ihm eine Ohrfeige. Essex legte die Hand an den Degen, rief aus: „Ha! bei Gott! das hätte König Heinrich selbst, ungestraft, nicht gewagt!“ und verließ den Hof.

Jetzt, als er vernahm, was die Königin geäußert hatte, eilte er sogleich nach Irland. Er wurde aber verfolgt, gefangen genommen und nach London zurückgebracht. Hier wurde er vor die Pairs des Reichs gestellt, verhört, des Hochverraths überwiesen, und zum Tode verurtheilt.

Die Königin verschob die Vollziehung des Urtheils acht Tage lang, und ließ ihm zureden, er solle um Gnade bitten. Dieß that er aber nicht, und sagte: „Er wolle lieber sterben, als dieß thun. Einem Edelmanne könne nichts Schimpflicheres begegnen, als ein Leben zu behalten, das ihm aus Gnade geschenkt worden sey.“ — Und er verlor den Kopf auf dem Blutgerüste.

Die Königin zeigte dem Französischen Ambassadeur des Grafen Bildniß, und sagte:

„So sah der Verräther aus, und wie es ihm ergangen ist, sollte es allen Verräthern in der Welt ergehen.“

Indessen sendete der neue König von Spanien, Philipp der Dritte, wieder eine Flotte gegen England aus, die aber ge-

schlagen *), und größtentheils vernichtet wurde.

Die Unruhen in Irland wurden aber bedeutender, es entstanden in England selbst Partheien, und Elisabeth befürchtete einen bürgerlichen Krieg. Sie wurde traurig, tiefsinnig, floh alle Feste, verschloß sich, und wollte endlich nicht einmal mehr Speisen zu sich nehmen. Ihre Räthe machten ihr Vorstellungen, baten sie, ihr Leben für ihr Reich zu erhalten, sie aber rief aus:

„Lasset mich in Ruhe sterben! Die Engländer sind meiner eben so satt, als ich ihrer satt bin. Ich bin des Lebens überdrüßig, und wünsche hinüber zu gehen in eine bessere Welt, um dem finstern, verwirrten Stande menschlicher Geschäfte zu entfliehen.“

Vergebens boten die Aerzte ihre Beredsamkeit auf, sie zu bewegen, Arzneimittel zu nehmen; sie antwortete:

„Ich habe keine Aerzte brauchen mögen, da ich jung war, weil sie sich gewiß gerühmt haben würden, mein Leben auf siebenzig Jahre

*) Im Julius 1602.

gebracht zu haben; denn so alt bin ich jetzt. Warum soll ich mich ihrer nun bedienen, da kein Oel mehr in der Lampe ist? Dieß könnte sie nur in den übeln Ruf bringen, mir das Leben geraubt zu haben."

Sie ernannte König Jakob den Vierten von Schottland zum Thronerben, und machte dieß ihren Räthen und dem Parlamente bekannt. Der Erzbischof von Canterbury begann eine lobpreisende Rede, welche die Königin sogleich mit den Worten unterbrach.

„Mylord! Die Krone, die ich so lange trug, machte mich eitel, so lange ich lebte; jetzt, da die Stunde meines Todes sich naht, bitte ich Euch, mich nicht noch eiteler machen zu wollen. Ich bin des elenden Lebens satt, und will mich demüthig in die Arme meines Erlösers werfen."

Bald darauf starb sie *), in ihrem Pallaste Richmond. Ihr Leichnam wurde nach der Westminster Abtei gebracht, wo ihr Nachfolger ihr ein prächtiges Denkmal errichtete.

---

*) Den 3ten April (24sten März) 1602.

Bei ihrem Leichenbegängniß rief das Volk weinend aus:

„Dein Andenken, Königin! sey unter uns im Segen, so wie Du bei deinem Leben gesegnet warst. Dir danken wir unser Heil und unsere Erhaltung!“

Elisabeth war das Wunder ihrer Zeit, und um groß, über alle erhaben zu erscheinen, fehlten ihr nur Großmuth und Erkenntlichkeit. In der Regierungskunst konnte eine gewisse Geistesgröße ihr nicht streitig gemacht werden. Papst Sixtus pflegte zu sagen: „Die Regierungskunst verstünden nur drei Menschen in der Welt. Er selbst, König Heinrich der Vierte in Frankreich, und die Königin Elisabeth.“ — Man konnte von ihr sagen: „Sie regierte selbst.“

Die Engländer nennen noch jetzt ihre Regierung die glänzendste ihres Reichs.

Wir wissen, daß Elisabeth der Wissenschaften und Sprachen mächtig war; ja, man konnte sie sogar gelehrt nennen. Sie verstand und sprach Griechisch, Lateinisch, Französisch und Italienisch, machte Verse, Charaden, Logogryphen, (welche damals nur die Franzosen allein machen zu können glaubten,) und schrieb

eine schöne Hand. Die Schriften der Alten las sie sehr fleißig, übersetzte Reden des Isokrates in's Lateinische, Boethius Werke vom Troste, Sallust's Jugurtha, Traktate des Plutarch, Stellen aus dem Euripides und Oden des Horaz in's Englische, und schrieb einen Commentar über den Plato.

Der Spanische Gesandte hatte die Summe der Forderungen seines Königs in vier Lateinische Verse gebracht. Diese waren:

Dir verbiet' ich mit Waffen die Niederländer zu schützen:
Was uns Drake geraubet, ersetzest Du alles:
Klöster, in England zerstört, erbauest Du wieder:
Und der Glaube des Papstes sey Englands herrschender Glaube.

Sogleich antwortete die Königin, aufgebracht, mit einem Lateinischen Verse:

Was der König befiehlt und verlangt, wird nimmer geschehen.

Als der Abgesandte des Königs von Polen, Paul de Jaline, eine Rede an die Königin hielt, in welcher Stolz und Hochmuth die stärksten Farben allen seinen Perioden lie-

hen, fiel die Königin in Lateinischer Sprache, (in welcher er sprach,) rasch ein, und sagte:

„Eine solche Rede habe ich in meinem Leben noch nicht gehört; und ich wundere mich über Eure Kühnheit, dergleichen Dinge zu sagen. Euer König selbst müßte erstaunen, so etwas zu hören. Sprecht Ihr aber so mit seinem Wissen und Willen, so muß man bedenken, daß er noch sehr jung, und vor kurzem erst zum König gewählt worden ist; da mag er denn wohl noch nicht wissen, was unter Königen hergebracht ist und sich ziemt."

Sogleich erhob sie sich, rief aus: „Geschwind fort!" und ließ den Gesandten bestürzt stehen, indem sie zu ihrem Gefolge sagte:

„Bei Gott, Mylords! ich habe heute all' mein eingerostetes Latein hervorsuchen müssen."

Ihre Feinde, besonders die Katholiken, haben diese Königin auf das heftigste verläumdet, und viele ihrer Freunde sind zu unbedingten Schmeichlern geworden. Ihr großer Geist, sagen sie, wußte selbst ihren Tugenden Fesseln anzulegen, damit allzu große Lebhaftigkeit sie nicht vernichtete. Ihr Heldenmuth war ohne Verwegenheit, sie war sparsam, ohne

geizig zu seyn, und ihre Freundschaft war ohne blinde Neigung. — Von der höchsten Eitelkeit aber konnte sie nicht freigesprochen werden.

Für die Erhaltung ihrer Schönheit war sie so besorgt, daß diese Sorgfalt übertrieben wurde. Allen wollte sie gefallen, alle Herzen wollte sie erobern, und wer ihre Schönheit pries, durfte es in den übertriebensten Ausdrücken thun, ohne zu fürchten, sie verlegen oder unwillig zu machen. Einen jungen Holländer, der einst, von ihrer Schönheit entzückt, einen kühnen Wunsch geäußert hatte, beschenkte sie sogar, ganz freundlich, mit einer goldenen Gnadenkette dafür.

Melvil, der Gesandte der Königin Maria von Schottland, schildert in seinen Memoiren die Königin Elisabeth, in Hinsicht dieser Eitelkeit, also:

„Die Königin, meine Gebieterin, welche die schwache Seite der Königin Elisabeth genau kannte, hatte mir befohlen, um ihr Vertrauen zu gewinnen, sie nicht lange mit ernsthaften Dingen zu unterhalten, sondern immer etwas in's Gespräch zu mischen, was ihrer Eitelkeit schmeicheln könne. Ich mischte daher

in eine Erzählung meiner Reise immer etwas ein, was den Putz der Damen in den Ländern betraf, die ich gesehen hatte. Elisabeth rühmte sich nun, sie habe die Moden aller Nationen in ihrer Garderobe, und seit der Zeit erschien sie alle Tage in einem andern Kleide. Bald war sie Englisch, bald Italienisch, bald Spanisch, bald Deutsch, bald Französisch gekleidet. Endlich fragte sie mich, welche Kleidung ihr am besten stehe? und ich antwortete ihr: die Italienische. Denn in dieser Tracht konnte sie ihre Haare fliegen lassen, weil sie die ihrigen, die sehr brennend blond waren, für sehr schön hielt. Sie fragte, ob Maria Stuart auch so schöne Haare wie sie habe? ja, sie fragte sogar: welche von Beiden ich für die Schönste hielt? Ich antwortete: Elisabeth sey die Schönste in England, Maria die Schönste in Schottland. „Welche von uns ist die größte?" fragte sie darauf. Ich antwortete: Die Königin von Schottland. „So ist sie zu groß! rief Elisabeth aus. Denn meine Länge ist gerade recht."

Sie hatte von diesem Gesandten gehört, Maria spiele Clavier. Daher ließ sie eines

Tages die Thür eines Zimmers offen, in welchem sie, auf dem Clavier spielend, saß, vor welchem Melvil vorübergehen mußte. Dieser horchte eine Weile, und da die Thür offen stand, stellte er sich ganz entzückt, und stürzte in's Zimmer. Die Königin that zwar anfangs ein wenig sonderbar, fragte aber endlich doch: ob die Königin von Schottland besser spiele, als sie?

Sie nahm es gar nicht übel, daß, ganz unbescheiden galant, der Holländische Gesandte Veriken, da er ihr vorgestellt wurde, sagte: „Wie glücklich bin ich, Ihro Majestät zu sehen, die in Ansehung der Klugheit und Weisheit alle Prinzen, und in Ansehung der Schönheit alle Prinzessinnen in der Welt übertreffen!" — Sie war damals sieben und sechszig Jahr alt.

Wie sehr um ihre Hand geworben wurde, wie gut sie alle diese Freiwerber hinzuhalten und zuletzt zu täuschen wußte, wissen wir schon, und daß sie nie zu bewegen war, sich einen Gemal zu wählen. Dennoch fiel es ihr zuweilen ein, zu thun, als sey dieß ihr Wille. Als sie dieses aber einst gegen den Schottischen Gesandten äußerte, sagte dieser:

„Ihro Majestät erlauben, daß ich daran zweifle.“

„Warum?“ fiel die Königin ein.

„Weil — fuhr der Gesandte fort — Ihro Majestät zu gut wissen, daß eine verheirathete Königin nur Königin, eine unverheirathete aber König und Königin zugleich ist. Ein so großes Herz kann keinen Herrn erdulden.“

Sie wußte sehr gut den Schein zu meiden, was zwischen ihr und Maria Stuart der Unterschied war, wie diese sagte. Man hat noch das Original von einem Briefe, in welchem Maria dieses sagt. „Aber, — setzt sie hinzu: — die Gräfin Shrewsbury führt ärgerliche Reden von Euch, spricht von Eurer auffallenden Zärtlichkeit gegen Simier, den Ihr, wie sie sagt, öffentlich umarmt, indem Ihr ihm die größten Freiheiten erlaubt, und von Eurer Aufführung gegen den Duc d'Anjou, dem Ihr so mancherlei erlaubt und sogar drei Stunden lang bei Euch behalten haben sollt, als Ihr seiner Zudringlichkeit nichts als einen Schlafrock hättet entgegensetzen können.“ — Dennoch bekam eben dieser Duc d'Anjou ebenfalls einen Korb von ihr.

Sie verstand es, sagt man, in gewissen Fällen auf Unkosten der Männer zu glänzen, und dennoch sich mit großer Manier schadlos zu halten.

Es war übrigens allgemein bekannt, daß Elisabeth die Verstellung für eine der nothwendigsten Eigenschaften eines Regenten hielt, und einem Bischof, der ihr einst zu verstehen gab, sie habe bei einer gewissen Gelegenheit mehr nach Staatsabsichten, als nach den Grundsätzen der Religion gehandelt, gab sie zur Antwort:

„Ich sehe wohl, daß Ihr alle Bücher der heiligen Schrift gelesen habt, nur nicht die Bücher der Könige.“

Ihre Sparsamkeit war kein Geiz, sondern sehr berechnet und klug, um keine Erpressungen zu veranlassen. Als ihr daher einst ein Jude eine kostbare Perle für 20,000 Pfund Sterling anbot, wollte sie, die doch Pracht und Glanz so sehr liebte, für ein so entbehrliches Ding keine so große Summe ausgeben, und gab das Kleinod zurück, mit der Antwort: „Sie sey keine Cleopatra, und die Perle sey ihr zu theuer.“ — Der Jude

wollte eben London wieder verlassen, als ein Kaufmann, Thomas Greesham, ihn zu Gaste bat, und ihm die Perle für die begehrte Summe abkaufte. Darauf zerstieß er die Perle in Gegenwart des Verkäufers in einem Mörser, schüttete den Staub in ein Glas Wein, und trank es auf die Gesundheit der Königin aus, indem er zu dem Juden sagte: „Du kannst nun überall sagen, daß die Königin wohl deine Perle kaufen konnte, wenn sie gewollt hätte, weil sie Unterthanen hat, die sie bezahlen und auf ihre Gesundheit verschlingen können.“ — Man sagt, darüber habe die Königin, als sie es es erfahren habe, sehr wohlgefällig gelächelt, und gesagt: „Der Jude weiß nun, woran er ist, und der Kaufmann gefällt mir.“

Die Neigung der Königin zum Prächtigen und Glänzenden erstreckte sich von ihrem Throne bis zur Kirche, wie schon gesagt. Daher nannten ihre Feinde dieselbe eben so gut ihr Theater, als ihr Audienz-Zimmer. Sie spielte freilich auf beiden Plätzen die Hauptrolle, und zwar mit ungemein viel Anstand. Als Regentin war sie das Haupt der Englischen Kirche, aber den Titel nahm sie

nicht an, sondern ließ sich nur: eine souveraine Richterin aller weltlichen und geistlichen Dinge nennen. Sie gab dem protestantischen Gottesdienst eine glänzende Außenseite, und meinte, dieß gehöre zum Cultus. Als daher eines Tages einer ihrer Kapellane nicht allzu ehrerbietig von dem Zeichen des Kreuzes sprach, rief sie ihm aus ihrer Kapelle zu: „Er solle das Geschwätz seyn lassen, und wieder zu seinem Texte kommen." Uebrigens liebte sie das Predigen nicht sehr, und sagte oft: „Zwei bis drei Prediger würden für ihr ganzes Reich hinlänglich seyn."

Zweimal war sie in der größten Lebensgefahr, einmal, ermordet, das zweite Mal, vergiftet zu werden, und zwar immer kamen Spanier oder von Spanien Erkaufte dabei in's Spiel; denn König Philipp, ihr Todfeind, pflegte zu sagen: „Die Fürsten bedürften keines anderen Schlüssels, als den zum Gift, denn dieser könne mit dem Tode eines Einzigen Vieler Leben ersparen;" aber sie entging glücklich diesen Gefahren, die Anschläge wurden entdeckt, und die Mörder bestraft.

Daß Elisabeth sehr jähzornig war, beweisen ihre Handlungen. Sie prügelte nicht allein ihre Kammerweiber und Diener, wenn sie üble Laune hatte, sondern sie vergriff sich auch wohl eigenhändig an geachteten Personen, wenn ihre Leidenschaften sie ergriffen. Ihr Stolz litt' es nicht anders, wer vor ihr erschien, mußte knieen. Ihre Tafel wurde knieend gedeckt, auch wenn sie nicht gegenwärtig war. Die moralische Seite ihres Charakters war eine Mischung von Neid und Weiberlist, die bald in üppigen Muthwillen, bald, wiewohl seltener, in die äußerste Grausamkeit überging. Ihre Verschlossenheit war oft so muthwillig, als sie eigensinnig und hartnäckig war.

Uebrigens muß man unbefangen gestehen, daß ihre Regierung die schönste Stelle in der Geschichte Englands ist, denn sie war die Schule, in der sich so viele geschickte Staatsmänner und große Minister bildeten, daß England nie eine größere Anzahl derselben gehabt hat. Eben das kann man auch von den Feldherren dieses Reiches sagen.

Von ihrer Schönheit wollen wir nun noch einen Deutschen, einen ihrer Zeitgenossen,

sprechen hören, der dieselbe beinahe abentheuerlich preiset. Dieses geschieht in der sogenannten Badefahrt in England des Herzogs Friedrich von Wirtemberg S. 15., wie auch Sachs in seiner Keyser Chronik 4. Th. S. 451. nacherzählt:

„Die Königin Elisabeth ist alt geworden 70 Jahr und dannoch der schönen Gestalt geweßen, daß sie 1592, da der Herzog Friedrich von Wirtemberg Ihre Maj. besucht hat, und von ihr den ritterlichen Orden des Hosenbandes erlanget, sie des schönen Ansehers geweßen, daß sie einem Fräulein von 16 Jahren nichts zuvor gegeben.“

Christina

Königin von Schweden.

Christina, die Tochter des großen Königs Gustav Adolf, — der für die Freiheit der Deutschen kämpfend fiel *), gerächt von seinem Freunde dem tapfern Herzog Bernhard von Weimar, bei Lützen, wo er des Kaisers größte Feldherren schlug, — wurde, kaum sechs Jahr alt **), unter einer Reichsvormundschaft, auf ihres Vaters Thron gesetzt.

Bei dieser Feierlichkeit trat einer aus dem Bauernstande vor, wendete sich gegen den Reichsmarschall und die versammelten Stände des Reichs, und fragte: „Wo ist sie denn? Wie sieht sie aus, diese Tochter Gustavs? Wir kennen sie nicht. Man zeige sie uns doch.“ Eben dieß verlangte mit ihm der ganze anwesende Bauernstand. Der Landmarschall trug

*) 1632.

**) Sie war geboren den 28sten December 1626.

die kleine Prinzessin herbei, und hob sie in die Höhe. Der Bauer betrachtete sie aufmerksam, und rief endlich aus: „Ja, ja! sie ist's. Dieß ist die Nase und die Stirn des Königs Gustav Adolf; sie ist seine Tochter. Sie soll unsere Königin seyn.

Ihre Fähigkeiten entwickelten sich sehr früh. Die Wissenschaften trieb sie mit Ernst und großem Fleiß, und schon in ihrem achtzehnten Jahre las sie den Thucydides und Polybius in der Grundsprache.

Damals *) entließ sie ihre Vormünder und trat die Regierung selbst an, die sie mit vieler Klugheit führte, und allgemeine Bewunderung sich erwarb.

Der Französische Ambassadeur Chanut schilderte in den Berichten an seinen Hof die junge Königin also:

„Groß sind die Eigenschaften der jungen Königin Christina und erwerben ihr eine allgemeine Verehrung. Sie ist Meisterin aller ihrer Bewegungen, und weiß ihre Handlungen, so wie ihre Mienen zu beherrschen. Gewöhnlich tritt sie sehr nachdenkend auf, und

*) 1644.

zuweilen ist ihr Gesicht gleichsam wie mit einer Wolke bedeckt, ohne jedoch dasselbe zu verstellen, und dann wird ihr Anblick sehr imponirend, ja, zuweilen, sogar furchtbar. Ihre Stimme hat eine wunderbare Biegsamkeit, und wird im Affekt oft völlig männlich stark. Von der Tugend spricht sie wie ein Stoiker, liebt aber die andächtigen Ceremonien nicht sonderlich. Sie hat ein glückliches Gedächtniß, und urtheilt scharfsinnig mit ungemein viel Einsicht und Verstand. Sie liest die Griechischen Schriftsteller in der Ursprache, und spricht, außer ihrer Landessprache, Lateinisch, Deutsch, Holländisch, Französisch und Italienisch vollkommen wohl und gut. Beständig hat sie Gelehrte um sich, mit denen sie sich sehr verständig und lebhaft unterhält. Es vergeht kein Tag, an welchem sie nicht einige Seiten im Tacitus liest, dessen Geschichte sie ihr Schachspiel nennt. Bei all' ihrer Gelehrsamkeit aber will sie doch nicht das Ansehen einer Gelehrten haben. Sehr gern unterhält sie sich von Controversen, und spricht über zweifelhafte und strittige Dinge; und was sie sagt, hat Nachdruck, ist kurz, und verräth viel Einsicht. Sehr bedachtsam

äußert sie ihre Meinung in Staatssachen unter ihren Ministern, und setzt die Mitglieder des Senats durch ihre eindringende Beredsamkeit oft in Erstaunen. — Sie ist unermüdet, und kann viel ertragen. Oft sitzt sie zehn Stunden lang zu Pferde, und weder Kälte noch Hitze fallen ihr beschwerlich. Sie reitet gut, und ist die beste Schützin ihres Landes. Ihre Kost ist einfach; sie speist wenig und nicht lange. Selten geht sie mit Weibern um, und ihre Geschäfte sowohl als ihre Leibesübungen sind alle männlich. Sie schläft wenig, und ihr Putz beschäftiget sie nicht lange. Für ihr Gesicht ist sie wenig besorgt, und setzt es unbedeckt dem Regen, dem Sturm, der Kälte und Hitze ohne Schonung aus. Gewöhnlich trägt sie einen mit Strausfedern besteckten Hut, und ihre Kleidung nähert sich fast immer männlichen Trachten."

Sie war übrigens sehr unbeständig, was sie nicht verdecken wollte und konnte, und diese Unbeständigkeit brachte sie in ihrem späteren Leben gar oft in Verlegenheit.

Sich zu vermählen, bezeigte sie nicht die geringste Neigung, weil sie ihre Freiheit so hoch schätzte, daß sie auch dem besten Manne

dieselbe nicht aufopfern mochte. Dennoch ging sie, wie gesagt, lieber mit Männern als mit Weibern um. „Ich liebe die Männer, — sagte sie; — nicht, weil sie Männer, sondern weil sie keine Weiber sind.“

Indeß ihre Völker unter ihren berühmten Generalen in Deutschland und Dänemark für Schwedens Ruhm fochten, theilte sie ihre Zeit unter ihre Staatsgeschäfte und ihre Studien. Sie ließ die kostbarsten und seltensten Werke verschreiben, kaufte Münzen, Gemmen, Bilder und Statuen, ließ Gelehrte reisen, versammelte sie um sich und ertheilte ihnen ansehnliche Belohnungen.

Um sich einem selbstgewählten Leben ganz widmen zu können, ging sie endlich damit um, ihre Krone niederzulegen. Sie ließ ihren Vetter, den Pfalzgrafen Karl Gustav von Zweibrücken, nach Schweden kommen, und erklärte ihn zu ihrem Nachfolger. Dieser schmeichelte sich mit einer Vermählung mit ihr, aber vergebens, so sehr sie ihn auch hochschätzte.

Nach und nach fing die Königin an, undankbar gegen ihre Freunde, spöttisch gegen ihre Minister zu werden, und auf Unkosten

der Gelehrten ihren satirischen Launen freien Lauf zu lassen. In solchen Anwandelungen schickte sie auch Männer fort, die sie erst berufen hatte, nannte sie Pedanten und suchte sie lächerlich zu machen. Diese selbst gaben mitunter Veranlassungen, auf ihre Unkosten zu lachen, und die Königin unterließ nichts, sie in ihren Grillen und Thorheiten zu bestärken, um sich über sie lustig machen zu können.

Ein gewisser Bourdelot, der aus Frankreich nach Schweden gekommen war, konnte einen andern Gelehrten, Meibom, welcher Bibliothekar der Königin war, nicht leiden. Um ihn lächerlich zu machen, beredete er die Königin, daß Meibom, der ein gelehrtes Werk über die Musik der Alten geschrieben hatte, veranlasset werden möchte, die in demselben aufgestellten Sätze in Ausübung zu bringen. Dieser ließ sich auch wirklich dazu bringen, eine sogenannte Musik der Alten aufzuführen, einen Tanz zu tanzen und eine Ode abzusingen. Alles lief schlecht ab. Meibom war weder Sänger noch Tänzer, so gelehrt er auch war, und gab sich dem allgemeinen Gelächter Preis, in welches die Königin selbst

laut mit einstimmte. Bourdelot war ausgelassen, und Meibom gerieth so sehr in Wuth über seine Spöttereien, daß er seinen Gegner einige Tage nach dem verunglückten Konzert, auf der Bibliothek, ganz spartanisch ausprügelte. Bourdelot ließ sich prügeln, verklagte Meibomen bei der Königin, und dieser mußte Schweden verlassen. Bald aber mußte ihm auch Bourdelot folgen, und ging nach Frankreich zurück.

Nach und nach hatte die Königin alle ihre Favoriten entlassen, und beglückte ganz allein den Spanischen Gesandten Pimentel mit ihrer Gunst, so auffallend, daß die Schweden daran ein großes Aergerniß nahmen. Nur die Nähe seiner Abreise konnte sie trösten, welche aber Christina immer zu verschieben wußte. Endlich, als dieselbe nicht mehr aufzuschieben war, gab sie einen glänzenden Ball ihm zu Ehren, beschenkte ihn mit einem kostbaren Ringe, der auf 15000 Thaler geschätzt wurde, und stiftete einen sogenannten Amaranthen-Orden, von welchem sie ihm das erste Band ertheilte, und ihn mit einer schön gestickten Schärpe, gleich einer Dame ihren Ritter, beschenkte.

Die Unzufriedenheit mit ihrer Regierung und das Mißfallen an ihren Handlungen wuchs, brach in laute Klagen und in öffentlich ausgestreute Pasquille aus. Dieß alles bestärkte sie endlich, ihren längst gefaßten Vorsatz auszuführen und die Regierung niederzulegen. Sie entsagte in voller Rathsversammlung, gegen eine ansehnliche jährliche Rente, dem Throne ihres Vaters, ihrer Krone *), setzte dieselbe ihrem Vetter, dem Pfalzgrafen Karl Gustav, auf, hielt eine kurze Rede, und unterzeichnete die Entsagungs-Akte, welche vorher laut abgelesen worden war. Hierauf ließ sie sich von den Reichsbeamten entkleiden, legte den Königlichen Schmuck, Zepter, Reichsapfel und Purpurmantel ab, ergriff einen Fächer, stand in einem einfachen weißseidenen Kleide da, und mischte sich unter die Versammlung. Der König führte sie in ihr Kabinet, und — sie war Königin gewesen.

Bald trat sie mit einem kleinen Gefolge ihre Abreise an, eilte der Schwedischen Grenze

---

*) Den 6ten Juny 1654.

zu, stieg aus dem Wagen, sprang über den kleinen Grenzfluß, und rief aus: „Nun bin ich frei, und aus Schweden, wohin ich nie wieder zu kommen gedenke!“

Als sie nach Kölln kam, legte sie die Weiberkleider ab, und Männerkleider an, schickte ihr weibliches Gefolge zurück, und behielt nur fünf Männer bei sich. Sie eilte nach Antwerpen, trat bei ihrem Bankier ab, und kleidete sich wieder in Damenkleider.

Prinz Condé, den sie sehr hochschätzte, befand sich in dieser Stadt. Einige Punkte des Ceremoniels verhinderten ihn, bei Christinen eine Staatsvisite abzulegen, aber begierig, sie zu sehen, stellte er sich als Privatperson bei ihr ein.

„Ich muß eine Prinzessin sehen, — sagte er — die einer Krone so leichtsinnig entsagt, um die wir Männer uns herumschlagen, ihr ewig nachlaufen, und sie nicht erhaschen können.“

Einige Tage darauf sprachen sie sich von ungefähr, und die Königin rief ihm zu:

„Mein Cousin! Wer hätte vor zehn Jahren geglaubt, daß wir uns hier, entfernt von unserm Vaterlande, antreffen würden!

Hierauf schwur Christina zu Brüssel insgeheim, und zu Inspruck darauf öffentlich, die evangelische Religion, für welche ihr Vater sein Leben verblutet hatte, ab, und nahm die katholische an. Des Abends wurde von den Jesuiten ihr zu Ehren ein Schauspiel aufgeführt, und sie lächelte:

„Allerliebst ist es, auch mir ein Schauspiel zu geben, da ich euch eins gegeben habe!“

Da ihr die Jesuiten, ihr ein Kompliment zu machen, darauf sagten: es sey nicht daran zu zweifeln, ihre Frömmigkeit werde sie unter die Heiligen, neben die heilige Brigitte aus Schweden, versetzen, rief sie aus: „Ach! setzt mich lieber unter die Klugen!“

Sie ging hierauf, nachdem sie dem Gnadenbilde zu Loretto eine Krone verehrt hatte *), nach Rom **), und ihr Einzug in diese Stadt glich einem Triumfe. Papst Alexander der Siebente, dem zu Ehren sie den Namen

---

*) Mit der Inschrift: „Die Königin schenkt diese Krone, und erwartet im Himmel eine bessere.“

**) Den 19ten December 1655.

Alexandra annahm, nannte ihren Sieg über den Irrthum eine glorreiche Eroberung, und feierte ihre Ankunft zu Rom durch glänzende Feste. Sie wurde allenthalben herumgeführt, alle Kunstschätze wurden ihr gezeigt, und wohin sie kam, sah sie sich festlich empfangen.

Bei einer solchen Kunstschau blieb sie vor einer Statue der Wahrheit bewundrungsvoll stehen. Ein Kardinal trat zu ihr, indem er ausrief:

„Kein Monarch scheint die Wahrheit so hochzuschätzen, als meine Königin!“

„Ja! — lächelte Christina: — Es sind auch nicht alle Wahrheiten von Marmor.“

Sie verließ hierauf Rom, und ging in Amazonentracht nach Frankreich *). Unterwegs traf sie in irgend einer Bibliothek ein Manuscript an, in welchem die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen bei ihrer Religionsveränderung sehr in Zweifel gezogen wurde, lächelte, ergriff eine Feder, und schrieb darauf: „Der es weiß, schreibt es nicht; der es schreibt, weiß es nicht“ **).

---

*) 1656.

**) „Chi lo sa non lo ſcrive; chi lo ſcrive non lo sa.“

In Compiegne, wo der Königliche Hof sich damals aufhielt, kamen alle Damen mit Umarmungen und Küssen ihr entgegen, was Christina aber gar nicht leiden mochte. Sie rief daher aus:

„Welche rasende Begierde diese Weiber haben, mich abzuherzen! Geschieht's vielleicht, weil ich Männerkleider trage?"

Der Duc de Guise, der, sie zu bewillkommnen, ihr entgegen geschickt wurde, entwirft folgendes Portrait von ihr:

Diese Prinzessin ist nicht groß, doch zierlich gewachsen, hat schöne Hände, aber etwas hohe Schultern, die sie durch ihre seltsame Kleidertracht zu verdecken sucht. Ihr Gesicht ist groß, sie hat eine gebogene Nase, funkelnde Augen, und eine zarte Haut, auf der man jedoch einige kleine Blatternarben wahrnimmt. Gewöhnlich trägt sie einen Hut und Männerschuhe. Sie hat eine männliche Stimme, spricht acht Sprachen, und ist sehr beredt."

Die Nachrichten, welche die Prinzessin von Montpensier in ihren Memoiren von der Königin Christina ertheilt, sind so unterhaltend

und charakteristisch, daß sie hier nicht fehlen dürfen. Sie sagt:

„Als ich zu Essonne in ihr Zimmer bei ihr eintrat, war sie von einer so großen Menschenmenge umgeben, daß sie mir kaum zwei Schritte weit entgegen kommen konnte. Ihr Anzug setzte mich in Verwunderung, aber darüber lachen konnte ich nicht, wie andere gethan hatten. Sie hatte einen grauen mit Gold- und Silber-Spitzen besetzten Rock an, und ein hochrothes Leibkleid, eben so besetzt. Den Hals umgab eine Krause von genähten Genueser-Spitzen mit einem hochrothen Bande zugebunden. Sie trug eine blonde Perücke, und hielt einen schwarzen Hut mit einer rothen Feder in der Hand. Sie ist weiß, und hat blaue Augen, die zuweilen sehr gefällig, gewöhnlich aber sehr wild um sich her blicken. Ihr Mund ist roth und fein, wiewohl etwas groß. Sie hat schöne Zähne, und eine große Adler-Nase. Von Person ist sie klein, und ihr Kleid deckt ihren fehlerhaften Wuchs. Alles mit einem Worte zu nehmen: sie kam mir vor wie ein artiger kleiner Knabe.“

„Mich umarmend und küssend, rief sie aus, daß sie sich sehr freue, mich zu sehen.

Sie reichte mir die Hand, und indem ich den Tritt erstieg, mich zu ihr zu setzen, bemerkte sie, ich hätte zum Springen eine ziemliche Anlage."

„Sie sprach viel, wollte jedermann kennen und von jedermann Nachrichten haben."

Wir gingen in das Ballet und in die Komödie, die ihr zu Ehren aufgeführt wurden, und da setzte sie mich wirklich in Erstaunen. Wenn sie die Stellen, die ihr gefielen, lobte, schwur sie dazu bei Gott, legte sich auf ihren Lehnstuhl zurück und warf die Beine über einander, legte sie gar über die Arme ihres Stuhls, kurz sie zeigte sich in Stellungen, die ich keinen Menschen habe machen sehen, als zuweilen die Lustigmacher in den Italienischen Burlesken. Sie wiederholte laut die Verse, welche ihr gefielen, sprach immer von Vielerlei und Mancherlei, und was sie sagte, sagte sie mit ziemlicher Anmuth. Sie wurde sogar nachdenkend, seufzte schwer auf, kam schnell wieder zu sich, wie aus einem Traum erwachend. Sie ist, mit einem Worte, ganz außerordentlich.

„Bei einem Feuerwerke, wo etliche Raketen auf uns zufuhren, belächelte sie meine

Furcht, und sagte: „Mein größter Wunsch in der Welt ist der, nur einmal einer Schlacht beiwohnen zu können, und eher kann ich mich auch nicht zufrieden geben, als bis dieser Wunsch erfüllt wird. Ich beneide daher den Prinzen Condé gar sehr, seiner Thaten wegen. Er ist der größte Mann in der Welt; das muß man ihm lassen!“ —

Während ihres Aufenthaltes in Paris besuchte sie alle schöne Häuser, besah alle Bibliotheken, und alle Gelehrte machten ihre Aufwartung bei ihr.“

„Zu Compiegne wurde sie wohl empfangen und von dem Hofe sehr fetirt.“

„Als die Jesuiten ihre Schüler daselbst ein Trauerspiel aufführen ließen, machte sie sich laut über die guten Patres und die Schauspieler lustig, und trieb es dabei eben so wunderlich, wie ich es im Schauspiel zu Essonne schon gesehen hatte, worüber die Königin sich gar sehr verwunderte.“

„Sie wußte, daß der König das Fräulein Mancini liebte, deshalb setzte sie sich zwischen Beide, bot sich zu einer Vertrauten an, und wiederholte stets: Personen, die sich liebten, müßten sich heirathen.“

„Dergleichen Reden mochten nun wohl weder der Königin noch dem Kardinal gefallen, und machten, daß man ihr endlich, wiewohl mit großer Höflichkeit, sagen ließ: Bei Hofe sey sie nun lange genug gewesen.“

„Als sie Compiegne verließ, hörte ich, sie würde in Montargis übernachten. Sie noch einmal zu sehen, ging ich dahin. Ich fragte sie, wie ihr der König gefallen habe? Sie antwortete: Er sey gut gebildet, und habe ein ehrliches Gemüth, aber es sey Schade, daß er sich kein schöneres Liebchen, als das Fräulein Mancini, gewählt habe.“

„Von den Männern überhaupt sagte sie: Es sey unklug, sich bei ihnen die Zeit zu vertreiben, denn auch der beste tauge nichts.“

„Gegen den Ehestand hatte sie überhaupt viel zu sagen, und von den Andachtsübungen zu Rom sprach sie in den ausgelassensten Ausdrücken.“

„Sie hatte lauter Männer zu Begleitern und um sich, und nicht eine einzige Dame oder Kammerfrau in ihrem Gefolge. Darüber konnte ich mich kaum genug verwundern.“

Zu Paris wurde sie in allen gelehrten Gesellschaften durch Reden feierlich bewillkommt,

und beantwortete dieselben sogleich mit großer Zierlichkeit und Gegenwart des Geistes. Einer dieser Redner bewillkomnte sie in lateinischer Sprache sogar mit der Anrede:

„Schweden hat Dich zur Christina, Rom hat Dich zur Christin gemacht. Möge doch Frankreich Dich zur Allerchristlichsten machen!“

Das konnte aber nicht in Erfüllung gehen. Der Dauphin war zu jung für eine so alte Braut, die noch dazu allen Liebenswürdigkeiten ihres Geschlechts freiwillig entsagt hatte.

Sie nahm alle Gelehrte an, welche ihr ihre Aufwartung machen wollten. Menage führte dieselben bei ihr ein.

Von Chapelain und seinen Urtheilen sagte sie:

„Der Mann ist gar zu einfältig! Alles soll Pucelle seyn.“

Von ihrer Unterhaltung mit der berühmten Ninon Lenclos ist in dem Leben dieser schönen Ungebundenen gesprochen worden.

Als sie zum zweiten Mal nach Fontainebleau kam, geschah auf ihren Befehl die grausame Ermordung ihres Stallmeisters Monaldeschi, die in der Folge umständlich erzählt

werden soll. — Sie ging darauf wieder nach Paris, besuchte maskirt alle Bälle, lärmte in den Schauspielhäusern herum, tadelte alles laut, was ihr nicht gefiel, fing Zänkereien an, und trieb es ein wenig arg. Man versah sie daher mit Reisegelde, und sie verließ endlich Frankreich, welches sie ein anmuthiges Land nannte, und über alles spöttelte, was sie in demselben nicht nach ihrem Wunsche und ihrer Einbildung fand.

Sie ging nun wieder nach Rom zurück, richtete einen neuen Hofstaat ein, nahm viele Diener an, konnte aber dieselben nicht bezahlen; denn aus Schweden, welches in gefährliche Kriege verwickelt war, erhielt sie kein Geld. Aufgebracht darüber, bat sie den Wiener Hof um 20000 Mann Soldaten unter Montecuculi's Anführung, mit welchen sie Pommern erobern wollte. Es kam aber nicht dazu. Aber Papst Alexander wies, um ihren dringenden Bedürfnissen abzuhelfen, ihr eine jährliche Rente von 12000 Skudi an, und gab ihr den Kardinal Azzolini zum Haushofmeister, der ihre verwirrten Finanzangelegenheiten glücklich nach und nach zu ordnen,

und sich bei ihr ungemein beliebt zu machen wußte.

Jetzt aber starb der König Karl Gustav von Schweden, und Christina eilte sogleich in ihr Vaterland *). Sie wurde sehr wohl aufgenommen, aber ihr Vorhaben, die Krone sich wieder aufzusetzen, gelang ihr nicht. Durch die Veränderung ihrer Religion hatte sie nach den Reichsgesetzen ihre Rechte auf die Krone verloren. Als ihr dieß gesagt wurde, weinte sie bitterlich, und bat wenigstens um freie Ausübung der katholischen Religion. Aber auch dieses wurde ihr abgeschlagen, indem ihr jedoch die Fortbezahlung ihrer Jahres-Rente zugesichert wurde, und sie mußte die bereits unterzeichnete Abtretungs-Akte von neuem unterschreiben.

Sie ging hierauf wieder nach Rom, ergab sich der Alchemie, und fiel in die Hände umherschweifender Betrüger, die ihre Leichtgläubigkeit benutzten und sie ums Geld brachten. Ihr Pallast aber diente allen Landstreichern, Banditen und lüderlichen Weibern

*) 1660.

zum Schutzorte, wo sie den Verfolgungen der Obrigkeit trotzten, und die Diener der Königin erlaubten sich Dinge, welche allgemeines Murren erregten. Der Gouverneur der Stadt bestrafte die Unruhstifter nach Gebühr, was die Königin sehr hoch aufnahm, und abermals Rom verließ *).

Sie ging wieder nach Schweden, wurde aber durch Abgeordnete des Senats schon zu Nyköping so empfangen, daß ihr die Lust verging, weiter zu gehen. Sie reisete zurück über Lübeck, Bremen und Verden, wo sie verweilte, die Schwedischen Truppen musterte, sonderbare Manövres angab, und sich lächerlich machte.

In Hamburg erhielt sie aus Rom die Nachricht, daß, nach dem Tode des Papsts Alexander, der Kardinal Rospigliosi Papst geworden sey **), und unter dem Namen Clemens der Neunte den päpstlichen Thron bestiegen habe. Diese Thronbesteigung zu feiern, ließ sie ein Feuerwerk abbrennen und eine Illu-

*) 1666.

**) Den 20sten August 1669.

mination veranstalten, über welcher, der angebrachten katholischen Sinnbilder wegen, es zu einem Auflaufe des Pöbels kam. Ihr Haus wurde gestürmt, sie ließ Feuer auf das Volk geben, der Tumult wurde größer, und sie mußte in die Wohnung des Französischen Gesandten fliehen, ihr Leben zu retten.

Der Magistrat besänftigte den Pöbel, und führte die Königin den folgenden Tag wie im Triumfe in ihre Wohnung zurück, und sie ließ 2000 Thaler unter die Verwundeten austheilen, von denen zwei noch an demselben Tage starben.

Bald darauf ging sie wieder nach Rom zurück, wo Clemens der Zehnte als Papst seinem Vorgänger folgte, unter dessen Regierung so vergnügt wie möglich gelebt wurde.

Im Pallast der Königin ging es eben so ausgelassen, wie zuvor, wieder her. Er war ein Sammelplatz aller Abentheuerer jeder Gattung, die in demselben alle Schutz und Aufnahme fanden. Die Königin laborirte fort, kam um ihr Geld, und konnte den Stein der Weisen nicht erblicken.

Clemens starb, und Innocenz der Eilfte bestieg den päpstlichen Thron. Dieser, der

vielen Klagen überdrüssig, hob die Quartierfreiheit der Gesandten auf, die Anlaß zu so vielen Unordnungen gab, und die Königin Christina wurde endlich genöthiget, die ihrige auch aufzugeben. Nur gezwungen that sie das nach vielen Weigerungen, entsagte derselben schriftlich in einem Briefe an den Papst, in welchem sie sagte: „Sie bringe dieses Opfer Gott und dem Staate," und ließ ihre Entschließung gedruckt *) zur Wissenschaft des Publikums bringen.

Der Papst, der nicht wie seine Vorgänger gesinnt war, gab ihr einige gute Ermahnungen, und machte sie auf ihre Verschwendung eben sowohl, als darauf aufmerksam, daß sie sich listigen Betrügern zum Spiele hingebe. Sie aber hatte sich einmal in die alchemistischen Träumereien verliebt, war davon nicht abzubringen, und ergab sich nun, zum Ueberfluß, auch der Astrologie und andern übernatürlichen Wissenschaften. Besonders aber

---

*) In der sehr selten gewordenen Piece, die vor mir liegt: Relation veritable du succez de la demission que la Reine de Suede fit de son quartier à Rome le 30. April 1687.

lag es ihr gar sehr am Herzen, eine Verjüngerungstinktur zu elaboriren, um ein hundertjähriges Alter zu erreichen; denn sie wollte, wie sie sagte, die Gaukelspiele noch recht vieler päpstlicher Regierungen erblicken und ihre Freude daran haben.

Ihr Leben zu genießen, besuchte sie alle Bälle, Maskeraden und Opern, und genoß die Freuden der Tafel und der glänzendsten Versammlungen in ihrer Wohnung. Sie schrieb und las viel, stritt über sonderbare Fragen, nahm Antheil an den damaligen Welthändeln, und war in steter Bewegung. Ueber die Päpste und ihre Regierungen sprach sie ohne Zurückhaltung, und sagte einst: „Man müsse glauben, daß Gott die Kirche unmittelbar regiere, weil die vier Päpste, welche sie gekannt habe, kaum gemeinen Menschenverstand gehabt hätten.“

Als man einst von Schweden, von ihrer Abdankung und ihrem Widerwillen gegen eine eheliche Verbindung sprach, sagte sie: „Es war besser, ich gab mir selbst einen Nachfolger und Schweden einen guten König, dessen Denkungsart ich kannte, als daß ich mich vermählte, denn ich hätte ja eben sowohl

einen Nero als einen August zur Welt bringen können.

Endlich, da sie sah, die Verjüngerungstinktur sey nicht zu erzwingen, und da sie merklich die Abnahme ihrer Lebenskräfte spürte, machte sie ihr Testament, setzte den Kardinal Azzolini zum Universalerben ein, bedachte ihre Dienerschaft wohl, bereitete sich zum Tode, und starb *) mit großer Ruhe und Ergebenheit in das allgemeine Loos der Menschen. Ihr Leichenbegängniß war prächtig, und ihre Exequien wurden mit großer Feierlichkeit gehalten. Sie wurde in der St. Peterskirche beigesetzt, wo ein glänzendes Epitaphium ihre Ruhestätte bezeichnet, welches von Innocenz angefangen, von seinem Nachfolger Klemens dem Eilften vollendet wurde **), und über 12000 Skudi gekostet haben soll.

Von dem Pater le Bel, als einem Augenzeugen, welcher ganz unerwartet Zuschauer und mithandelnde Person des Trauerspiels wurde, wird

*) Den 19ten April 1689, alt 62 Jahr und 4 Monate.

**) 1702.

Monaldeschi's Ermordung erzählt, die wir mitzutheilen versprochen, und mit seinen Worten ihm nacherzählen wollen:

„Es war der 6te November des J. 1657, als die Königin Christina von Schweden, welcher zur Wohnung das Königliche Lustschloß Fontainebleau eingeräumt worden war, mich, den P. le Bel, Superior der Religiosen der H. Dreieinigkeit, zu sich rufen ließ. Ich verfügte mich sogleich dahin und fragte nach Ihro Maj. Befehlen. Die Königin befahl mir, ihr in die sogenannte Hirschgallerie zu folgen. Hier sagte sie zu mir:

„Die Kleidung, Herr Pater, welche Ihr tragt, berechtiget mich, zu glauben, daß ich mich Euch anvertrauen kann."

Ich antwortete:

„Was Ihro Maj. mir anzuvertrauen die Gnade haben werden, soll bey mir so fest verschlossen seyn, wie eine Beichte."

„Also man kann sich auf Euch verlassen? Ihr könnt schweigen?"

„Ihro Majestät, es steht geschrieben: (Tob. 7. v. 8.) Der Könige und Fürsten Rath und ihre Heimlichkeiten wisse zu verschweigen!"

Darauf zog die Königin ein dreifach versiegeltes Päktchen hervor, und sagte:

„Dieses bewahret so lange auf, bis ich Euch rufen lasse, dasselbe Euch abzufordern.“

Sie beurlaubte mich, und nicht ohne Nachdenken ging ich in mein Kloster zurück.

Vier Tage darauf wurde ich abermals zu der Königin gefordert.

Ich kam Nachmittags um 1 Uhr dahin, und wurde wieder in die Hirschgallerie geführt, wo ich die Königin mit vier Herren im Gespräch antraf, von denen der eine, ihr Stallmeister, der Marchese Monaldeschi, besonders vertraut mit ihr zu sprechen schien. Die Königin wurde mich gewahr, und rief mir zu:

„Herr Pater! gebt mir doch die Euch anvertrauten Papiere zurück.“

Ich überreichte ihr dieselben, und indem sie das Päktchen öffnete, traten die drei andern Herren einige Schritte zurück. Der Marchese Monaldeschi blieb nahe bei der Königin stehen. Es herrschte eine tiefe Stille.

Die Königin nahm einige Briefe aus dem Päktchen, hielt sie dem Marchese vor, und fragte mit sehr ernstlicher Stimme:

„Kennt Ihr diese Briefe?

Zitternd antwortete der Marchese: „Nein!“

Die Königin sah ihn scharf an, und fragte, indem sie ihm die Briefe gab, nachdrücklich:

„Ihr kennt die Briefe nicht?“

Diese Briefe waren Abschriften, welche die Königin selbst gemacht hatte, und als sie sah, daß der Marchese sich ganz fremd stellen wollte, zog sie die Originale derselben hervor, zeigte sie ihm und sagte:

„Verräther! — Ist das Eure Hand? Euer Siegel?“

Dieß konnte der Marchese nicht abläugnen, aber er fing an vielerlei Entschuldigungen herzustammeln, wovon die Königin nichts hören wollte. Ihm trat der Angstschweiß auf die Stirn, er warf sich vor der Königin nieder und bat um Gnade.

Die drei andern Herren zogen die Degen.

Die Königin ging von dem Marchese. Er sprang auf, zog sie bald in diese, bald in jene Ecke, und brachte tausend Entschuldigungen vor, welche die Königin alle geduldig anhörte. Sie wendete sich zu mir, und sagte:

„Herr Pater, Ihr seyd Zeuge, daß ich nicht mit Uebereilung gegen diesen treulosen

Verräther handle, daß ich ihm mehr Zeit gönne, sich zu entschuldigen, als er von einer beleidigten Person fordern kann.“

Der Marchese fuhr fort, sich zu entschuldigen, und die Königin forderte mit ruhiger Stimme Beweise.

Er zog einige Briefe und drei kleine zusammengebundene Schlüsselchen aus der Tasche, wobei er einiges Geld fallen ließ, und übereichte sie der Königin. Die Unterredung dauerte über eine Stunde. Die Königin fand aber keine von den Entschuldigungen des Marchese gültig, wendete sich endlich wieder zu mir, und sagte:

„Herr Pater! ich gehe, und überlasse Euch diesen Menschen. Bereitet ihn zum Tode und sorgt für seine Seele.“

Diese Schreckensworte trafen mich wie ein Blitzstrahl. Ich warf mich, nebst dem Marchese, vor der Königin nieder, und flehte sie um Gnade an. Sie antwortete:

„Ich kann diesem Verräther nicht verzeihen. Er hat mehr den Tod verdient, als mancher, der zur Strafe des Rades verurtheilt wird. Hintergangen, betrogen, verrathen hat er mich. Ich hielt ihn für einen

treuen Diener, habe ihm meine wichtigsten Angelegenheiten anvertraut, meine geheimsten Gedanken offenbart, und er hat mich schändlich verrathen. Die ihm erzeigten Wohlthaten will ich ihm nicht vorwerfen, aber gewiß, sie sind größer als die, die man einem Bruder erweisen kann, wofür ich ihn immer hielt, wie ich ihn behandelte, und alles das hat der Treulose mit dem schwärzesten Undank mir vergolten. Sein eigenes Gewissen muß sein Henker seyn."

Sie sagte das mit funkelnden Augen, und verließ die Gallerie.

Die drei Anwesenden, wovon der eine der Graf Sentinelli war, kehrten ihre blanken Degen gegen den Marchese, und riefen ihm zu: „Beichte! beichte!"

Der Marchese warf sich zitternd vor mir nieder, und bat mich mit ängstlichen Geberden, zu der Königin zu gehen und ihm Gnade auszuwirken. Mir traten die Thränen in die Augen, und ich sagte:

„Herr Marchese! bittet Gott um Gnade, der ist gnädig und barmherzig, und vergiebt die Missethaten."

Der Graf Sentinelli versprach, zur Königin zu gehen und sie um Gnade zu bitten. Er verließ die Gallerie, kam aber bald traurig zurück und sagte:

Rufet Gott an, Marchese! Denket an Gott und Euer Seelenheil. Ihr müßt sterben. Es ist keine Gnade zu hoffen."

Der Marchese war außer sich, warf sich wieder vor mir nieder und stammelte:

„Ach, Herr Pater! Ich bitte Euch um Christi willen, geht zur Königin und erbittet mir Gnade."

Sein Zustand rührte mich; ich ging zur Königin, und traf sie mit heiterem Gesichte, ohne Gemüthsbewegungen an, warf mich vor ihr nieder und bat thränend und seufzend, bei allem was ihr heilig seyn konnte, dem Marchese zu vergeben, aber vergebens. Ganz gelassen sagte sie:

„Es thut mir leid, Herr Pater! daß ich Euch Eure Bitte nicht gewähren kann. Der Verräther hat mich schändlich betrogen, und wollte meine eigene Person einer Grausamkeit aussetzen, um derentwillen er weder auf Verzeihung noch auf Gnade rechnen kann. Es sind ihrer viele auf dem Rade gestorben, und

sie waren unschuldiger, als der Treulose, für welchen Ihr bittet."

Ich stellte hierauf der Königin vor, sie möchte wohl bedenken, was sie thue, und daß sie sich in einem Schlosse des Königs von Frankreich befinde, der diese Handlung vielleicht nicht gut heißen werde. Sie antwortete:

„Die Bestrafung des Verräthers steht mir zu, und sollte dieselbe am Altare vollzogen werden. Gott ist mein Zeuge, daß ich gegen den Marchese und gegen seine Person keinen Haß hege, aber bestraft muß seine Verrätherei werden, die ihres gleichen nie hatte, und die die ganze Welt angeht. — Ueberdieß bewohnt dieses Schloß keine Landläuferin. Der König hat es mir eingeräumt. Ich bin Herrin meines Willens, und kann meine Diener bestrafen, wie und wo ich will, ohne daß ich schuldig bin, jemanden, außer Gott, Rechenschaft abzulegen. — Zudem ist auch das, was ich thue, nicht ohne Beispiel. Der Marchese stirbt!"

Ich empfahl ihr, den Weg Königlicher Justiz einzuschlagen. Sie sagte:

„Wie? Ich, die ich Macht und Fug habe, mit meinen Hofleuten und Dienern vorzunehmen, was ich will, sollte als Klägerin gegen einen Menschen auftreten, von dessen Schuld und Treulosigkeit ich die unwiderlegbarsten Beweise in den Händen habe?"

„Aber, ich bitte zu bedenken, Ihro Maj. sind bei dieser Sache interessirte Partey und Richter zugleich" —

„Ich werde schon mit dem Könige darüber sprechen. — Ihr geht und tragt Sorge für die Seele des Marchese. Mein Gewissen erlaubt mir nicht, Euch Eure Bitte zu gewähren."

Diese letzteren Worte sprach sie mit einem Tone, aus welchem ich schloß, daß sie, wär es ihr möglich gewesen, gewiß den Ort geändert, und die Vollziehung des Urtheils aufgeschoben haben würde. Aber, wie es schien, war die Sache schon zu weit gekommen, und sie konnte, ohne sich der Gefahr auszusetzen, daß der Marchese entkommen möchte, nicht anders handeln.

Ich ging, und wußte nicht, wozu ich mich entschließen sollte. Davon kommen konnte ich nicht, und wär es auch möglich gewesen, so

riethen mir doch Pflicht und Gewissen, zu bleiben, um dem Marchese Trost zuzusprechen, dessen Leben nicht zu retten war. — Ich ging langsam in die Gallerie zurück, umarmte den Unglücklichen und bat ihn, sich zum Tode zu bereiten, weil auf dieser Welt keine Hoffnung mehr übrig sey, sein Leben zu erhalten.

Diese Worte preßten dem Marchese ein lautes Angstgeschrei aus. Als er aber sah, daß er keine Gnade zu hoffen hatte, warf er sich bei mir, der ich mich, ermattet und ermüdet, gesetzt hatte, nieder und fing seine Beichte an. — Er hatte dieselbe noch nicht geendiget, als er zweimal aufsprang und wieder in ein ängstliches Geschrei ausbrach.

Indem kam der Almosenirer der Königin, welchen der Marchese kaum erblickte, als er auf ihn zusprang, ängstlich seine Hände ergriff und heimlich mit ihm sprach. Dieser ging hinweg und nahm den Graf Sentinelli mit sich, der aber bald zurück kam und dem Marchese zurief:

„Bittet Gott um Vergebung Eurer Sünden; Ihr müßt ohne Aufschub sterben.“

Bald darauf fuhr er auf ihn zu, mit den Worten: „Hast Du gebeichtet?“ trieb ihn

in die Ecke und gab ihm einen Stich auf den Magen. Der Marchese griff in den Degen, und drei Finger fielen zur Erde. Indem der Graf seinen Degen krumm gebogen zurückzog, sagte er: „Der Marchese trägt ein Panzerhemd.“ Und so war es auch, zu seinem Unglück, um unter größeren Schmerzen zu sterben. Darauf verdoppelte der Graf den Stoß in des Marchese-Gesicht, indem dieser auf die Knie sank, schreiend:

„Mein Vater! Mein Vater!“

Ich näherte mich ihm. Er sagte mir noch dieß und jenes, und empfing, nach einer kurzen Trostrede, von mir die Absolution. Darauf warf er sich nieder, und erhielt einen Hieb, der ihm ein Stück Hirnschale wegnahm. Er gab durch ein Zeichen zu verstehen, man solle ihm den Hals abhauen, und empfing einige Hiebe in denselben, aber ohne Erfolg, weil das Panzerhemde sich zu weit hinauf geschoben hatte. — Ich sprach ihm noch immer zu:

Indessen hörte der Unglückliche, der den letzten Streich erwartete, die Thür der Gallerie öffnen, drehte sich herum, und als er den

Almosenirer eintreten sah, kroch er, ängstlich an das Tafelwerk sich anhaltend, auf ihn zu. Mit gefalteten Händen bat er um etwas. Der Almosenirer bat mich um Erlaubniß, ertheilte dem Marchese die Absolution, rief ihm zu: „Bittet Gott um Vergebung!“ und ersuchte mich, bei dem Sterbenden zu bleiben, da er Geschäfte habe. Damit verließ er die Gallerie.

Gleich darauf bekam der Marchese einen Stich durch die Gurgel, worauf er niederstürzte, nicht mehr reden konnte, aber über eine Viertelstunde lang noch sehr schwer athmete. Endlich, indem ich ihm immer noch zusprach, endigte er sein Leben, gegen beinahe 4 Uhr. — Ich sprach das De profundis. Die Taschen des Marchese wurden untersucht, enthielten aber nichts, als ein kleines Messer und ein Gebetbuch. Wir gingen damit zur Königin.

Als wir erzählten, daß der Marchese unter großen Schmerzen verschieden sey, schien sie sehr bewegt zu seyn, seufzte: „Es thut mir leid!“ und dankte mir für meine Bemühungen. Darauf schickte sie Geld in un-

ser Kloster und ließ viele Seelenmessen für den Unglücklichen lesen, und seinen Leib anständig in der Pfarrkirche zu Avon begraben.

Der Richter der Lebendigen und der Todten wird das unpartheiische Endurtheil sprechen, nach seiner großen Huld und Gnade. Amen!"

Da diese Begebenheit in der Welt viel Aufsehen machte, und Sentinelli die Anverwandten des gemordeten Marchese und ihre italienische Rache fürchtete, so erklärte er, er werde seine Rechtfertigung gedruckt bekannt machen; was jedoch nicht geschehen ist. Mehrere Rechtsgelehrte aber schrieben starke, lange Abhandlungen über diese That, und es thut der Menschheit wehe, unter den Vertheidigern derselben den Namen Leibniz zu lesen. Dieser Mord, der ein Verbrechen gegen das Völkerrecht und eine Verletzung der der Königin erwiesenen Gastfreundschaft war, hatte keinen politischen Beweggrund, wie man wollte muthmaßen lassen, sondern eine niedrige Weiberrache befahl, und die Eifersucht vollbrachte ihn.

Collin, der kürzlich die Briefe der Königin Christina herausgegeben hat *), hat über diese Begebenheit Licht verbreitet, und ganz bestimmt erzählt der Abbe' d'Artigny die Veranlassung derselben in seinen Mémoires mit folgenden Worten:

„Christina wurde von der Schönheit und den Talenten der Tochter ihres Banquiers Justiniani zu Rom so entzückt, daß sie sich dieselbe von ihrem Vater zur Gesellschafterin erbat, der ihr aber eine abschlägliche Antwort gab, unter dem Vorwande, er könne ohne Beistimmung des Kardinals Farnese nicht über seine Tochter verfügen, der ihr Beschützer sey und sie dem jungen Sentinelli, einem Edelmann aus Florenz, zur Frau bestimmt habe. Die Königin, um ihren Willen zu haben, nahm den jungen Sentinelli und seinen ältern Bruder in ihre Dienste, machte diesen zu ihrem Garde-Hauptmann, und gab jenem eine Pension, mit der Hoffnung, die Justiniani auszustatten und dieselbe

*) Lettres de Christine Reine de Suéde et de Marie Stuart. Paris 1808. in 3 Duodezbändchen.

selbst an ihn zu verheirathen. Bald aber widersetzte sie sich dieser Verbindung, und die Signora Justiniani bemerkte, die Königin habe selbst eine Neigung zu ihrem Liebhaber gefaßt. Darüber beklagte sie sich bei Monaldeschi, dem damaligen Günstlinge der Königin, der ihre Empfindlichkeit mit der seinigen zugleich laut werden ließ. Dieß machte Erbitterungen, welche den höchsten Grad erreichten. Als die Königin zum zweiten Mal nach Frankreich ging *), ließ sie die Justiniani in Rom zurück, und drohte ihr, sie einsperren zu lassen, wenn sie das mindeste Einverständniß mit Monaldeschi unterhielte. Dieser aber, aufgebracht über den Kaltsinn der Königin und über seines Nebenbuhlers Sentinelli Triumf, äußerte seinen Unwillen auf das lebhafteste darüber in einem Briefe an die Justiniani, der der Königin in die Hände fiel. Dieß brachte ihm den Tod."

Man hat ein lateinisches Gedichtchen von Buchot auf diese Mordthat. Hier stehe es deutsch:

---

*) 1657.

Die wüthende Liebe.

Wüthend ermordet die Königin den tollen
Geliebten,
Zu ihren Füßen liegt zuckend das Opfer
im Blut.
Spät wird die Nachwelt noch ihr trauriges
Schicksal beklagen:
Ihre Ehre entfloh, da er das Leben verlor.

Die Charakterzeichnung der Königin zu vollenden, stehen hier noch einige Züge aus dem Leben derselben.

Als sie ihre Gesandten zu dem Friedenscongreß schickte, der die dreißigjährige Fehde enden sollte, welche die Menschen in so namenloses Unglück gestürzt hatte, empfahl sie denselben, die Französischen Abgeordneten besonders zu beobachten, und schrieb in dieser Absicht auch an Salvius: „Ich kenne die Franzosen und weiß, daß der wesentliche Theil ihrer Sitten in Komplimenten besteht. Aber durch Höflichkeit verliert man nichts, und bezahlt sie mit gleicher Münze, die nichts kostet, und womit sie andere bezahlen."

Die Königin war einige Male in der größten Lebensgefahr. An einem hohen Festtage wäre sie beinahe in der Schloßkirche zu Stock-

holm von einem Wahnsinnigen ermordet worden. Sie sah den Wüthenden, der auf sie zusprang, zwei Schritte von sich und machte, ohne in Bewegung zu gerathen, ihren Gardekapitain auf die Gefahr aufmerksam. Dieser warf sich zwischen beide und riß den Mörder an den Haaren zurück. Er trug zwei Messer ohne Scheiden bei sich.

Als sie die Flotte besuchte, welche sie *) zu Stockholm ausrüsten ließ, trat sie auf ein kurzes schmales Bret zu dem Admiral Flemming, der, als er ihr ein neues Schiff zeigte, aus Unachtsamkeit dem Bord des Schiffes so nahe kam, daß das Bret überschlug, und er im Fallen die Königin nach sich in's Wasser riß, welches an dieser Stelle über dreißig Klaftern tief war. Glücklicher Weise war Steinberg nahe genug, um sogleich nachzuspringen und die Königin, welche man noch ein wenig sah, bei dem Gewande zu fassen. Sie wurde mit Mühe aus dem Wasser gezogen, verrieth aber über den Unfall nicht die mindeste Bestürzung, ja, die Gegenwart ihres Geistes war so groß, daß sie, als sie

*) 1652.

kaum wieder über dem Wasser war, befahl, den Admiral zu retten, der sich noch immer an ihrem Kleide anhielt. Sie nahm keine Arznei, hielt öffentliche Tafel, als sey nichts vorgefallen, und erzählte mit Vergnügen den Zufall.

Da wir schon einige Schilderungen der Königin von Augenzeugen gelesen haben, so stehe auch die des P. Mannerschied, des Beichtvaters des Spanischen Gesandten Pimentel, hier:

Ihr Wuchs ist unter dem Mittelmäßigen. Sie hat eine offene Stirn, große und lebhafte Augen, aber einen freundlichen Blick, eine Habichtsnase, einen nicht zu großen und schönen Mund. — Ihr Reitkleid ist so schlecht, daß ich kaum weiß, ob es fünf Dukaten werth wäre; und auch am Hofe ist sie immer sehr einfach gekleidet. Man sieht keinen Schmuck an ihr, ein Ring ist alles, was sie von Golde an sich trägt. Um ihren Putz ist sie ganz unbekümmert, zuweilen sah ich den Aermel ihres Hemdes voll Dintenflecke. Ihr Weißzeug ist oft zerrissen, und sagt man ihr etwas darüber, so antwortet sie: Um dergleichen Kleinigkeiten könne sie sich nicht bekümmern

mern. Nach dem Erwachen widmet sie fünf Stunden der Lektüre. Oeffentlich zu speisen, nennt sie eine Qual; speiset sie allein, so bleibt sie kaum eine halbe Stunde am Tische. Sie trinkt nichts als Wasser, lobt und tadelt keine Speisen, und giebt nie Befehle für die Küche. Ich sah sie mehrere Mal speisen, und immer griff sie nach den gemeinsten Gerichten. — Oft hörte ich sie sagen: Sie lebe ohne Kummer und ohne Unruhe, sie kenne nichts in der Welt, was wichtig genug sey, die Ruhe ihrer Seele stören zu können. Sie rühmt sich, den Tod eben so wenig als den Schlaf zu fürchten. Mitten im Winter, wenn das Meer gefroren ist, fährt sie im Schlitten wohl sechs Stunden lang, spät in die Nacht hinein. Dem Staatsrathe beizuwohnen, versäumt sie nie, selbst nicht, wenn sie nicht wohl ist. — Alle öffentliche Geschäfte gehen durch ihre Hände; die fremden Gesandten unterhandeln nur mit ihr. Bei öffentlichen Audienzen beantwortet sie die Reden der Gesandten selbst, sogleich und ohne Vorbereitung. — Der Gedanke an's Heirathen ist ihr unerträglich, und niemand kann sie bereden, sich einen Gemal zu geben, weil, sagt sie, sie

frei, wie sie geboren, auch sterben wolle. — Im gewöhnlichen Umgange ist sie außerordentlich vertraulich. Sie nimmt die, mit denen sie sich unterhält, bei den Händen, schäkert, lacht, und scherzt mit ungemeiner Freimüthigkeit. Zu gleicher Zeit aber flößt sie doch Ehrfurcht ein, und macht, daß man so schüchtern ist wie ein Kind, wenn man vor ihr steht. Bei ernsthaften Geschäften, z. B. wenn sie Gesandten Audienz ertheilt, weiß sie eine Majestät anzunehmen, die dem Kühnsten imponirt. — Sie scheuet weder Hitze noch Frost, fürchtet keine Beschwerden, und würde sich sicher an die Spitze eines Heeres stellen, wenn sie Krieg bekäm. — Sie versteht zehn Sprachen, kennt die alten und neuen Dichter, und hat die Schriften der Philosophen und Kirchenväter gelesen. Ihr Gedächtniß ist so unvergleichlich, daß man sagen könnte: sie wisse alles und vergesse nichts. Ihre Freigebigkeit ist so groß, daß sie oft in Verschwendung ausartet."

Salmasius, einer der ersten Gelehrten, den die Königin an ihren Hof berufen hatte, war einst krank, als ihn die Königin besuchte und im Bette lesend antraf. Als sie

eintrat und er das Buch zuschlug, rief sie aus: „Ha, ha! Was ist das? Giebts schöne Stellen in dem Buche?“ Er zeigte ihr eine der stärksten. Sie las sie leise und mit Lächeln, wandte sich hierauf an die schöne Sparre, ihre Favoritin, und rief aus: „Sieh, Sparre! ein schönes Erbauungsbuch. Es hat den Titel: Glücksmittel“ *). Das schöne Fräulein hatte noch nicht drei Zeilen gelesen, als sie erröthend stockte. Aber die Königin, so unmäßig lachend, daß sie sich die Seite hielt, befahl ihr, weiter zu lesen. Da half keine Verschämtheit, das Fräulein mußte alles lesen. — Salmasius war so unverschämt, das alles selbst zu erzählen.

Wenige Monate nachdem Christina die Krone niedergelegt hatte, verbreitete sich das Gerücht, daß sie diesen Entschluß schon zu bereuen anfange. Der Großkanzler Oxenstierna, dem man dieses auf seinem Todbette erzählte, versetzte:

---

*) Le moyen de parvenir — Eine unverschämt geschriebene Charteke.

„Ich habe es ihr voraus gesagt, daß sie diesen Schritt bereuen würde; aber — sie ist doch die Tochter des großen Gustav!"

Als Christina Schweden verließ, zog sie Männerkleider an, und ließ sich die Haare abschneiden. Als ihr Kammerdiener zögerte, und des schönen langen Haares wegen Vorstellungen that, dasselbe zu erhalten, rief sie ihm zu:

„Zugeschnitten, Johann, zugeschnitten! Ich werde mir wohl etwas aus den Haaren machen sollen, da ich ein Königreich aufgebe."

Ob sie gleich in Rom die Kirchen fleißig besuchte, so zeigte sie doch bei der Messe wenig Andacht. Einst hatte sie sich während des Gottesdienstes mit ihren Begleitern sehr lebhaft unterhalten, und unmäßig dabey gelacht, als der Papst ihr einen Rosenkranz gab, mit der Erinnerung, sich desselben bei dem Gebete zu bedienen. Die Königin, die recht wohl verstand, was er damit sagen wollte, rief im Weggehen aus:

„Ich will keine Katholikin nach dem Rosenkranze seyn!" *)

---

*) Non voglio essere Catholica da Bacchettone.

Ein Ungenannter, der Gelegenheit hatte, Christinen zu beobachten, als sie am Französischen Hofe war, sagt von ihr:

„Sie ist eine Jungfrau von dreißig Jahren, mit einem Gesichte, das jünger aussieht. Sie hat eine männliche Stimme; ihr Aeusseres ist hoch und stolz, aber gemildert durch ein sanftes, einnehmendes Wesen. Der Schuhster darf ihrem kleinen Wuchse nicht nachhelfen: sie kann durchaus keine Verstellung leiden, und will nichts scheinen, als was sie ist. Ueber ihre ungleichen Schultern spottet sie selbst. Im Lobe ist sie mäßiger, als im Tadel. Man merkt es ihr an, daß sie gern gefürchtet seyn möchte. Ihre Haare sind braun, ihre Farbe ist lebhaft. Sie ist sehr mäßig, ißt beinahe nur Früchte und wenig Fleisch und Fische, und trinkt sehr wenig Wein. Was sie sagt, ist fein und preziös; so, hört sie auch gern andere sprechen. — Sie ist eine Philosophin, die nichts Weibliches an sich hat, als ihr Geschlecht.

Als sie zum zweiten Mal aus Frankreich nach Rom zurückgekommen war, fing sie wieder einen Briefwechsel mit Bourdelot an, den sie vorher aus Schweden gleichsam gejagt

hatte, um Neuigkeiten von ihm zu erfahren. Diese mögen aber wohl, in Rücksicht ihrer Person, nicht immer die angenehmsten gewesen seyn, denn es findet sich eine Antwort der Königin, auf einen solchen Brief, vom 18ten Jänner 1665, die eben so merkwürdig, als, um die Briefschreiberin kennen zu lernen, interessant und charakteristisch ist. Hier ist der Brief:

„Statt aller Antwort auf Euern impertinenten Brief vom 2ten des vorigen Monats, will ich Euch sagen, daß ich noch jung genug bin, um mich über diejenigen zu moquiren, welche jünger sind, als ich. Uebrigens gehe ich eben so wenig von meiner Meinung ab und bin eben so empfindlich, als gewisse andere. Diese müssen wissen, daß ich Beleidigungen gar nicht ertrage, daß ich selbst meine Geschäfte mache, und daß ich dieselben immer sehr gut gemacht habe. Ich zweifle, ob alle dieß von sich selbst sagen können, und die Zeit wird es lehren. Mich bekümmert wenig, was man von mir spricht, wenn man mir nur keine Niederträchtigkeiten vorwerfen kann, die meines Herzens unwürdig wären, und dieses würde ich für sehr klein halten,

wenn ich nicht in demselben etwas weit Grö-ßeres fühlte, als alles, was das Glück seinen liebsten Günstlingen verleiht. Uebrigens bin ich munter und gesund und fest entschlossen, mich auf dem Carneval recht lustig zu machen; das könnt Ihr denen sagen, die Euch den Brief dictirt haben, wenn sie sich bei Euch nach Neuigkeiten von mir erkundigen ꝛc."

Nach der Abdankung des Königs Johann Casimir in Polen, bewarb sich Christina sehr ernstlich um dessen Krone, und sagte gerade-zu: „wähle man sie zur Königin, so werde man dafür in der Folge tausendmal Gott dan-ken, es gethan zu haben. Dem Päpstlichen Nuntius, welcher diese Angelegenheit betreiben sollte, schrieb sie:

„Um meinen Ansprüchen und Wünschen Gewicht zu geben, müsset Ihr Euch vorzüg-lich darauf stützen: 1. daß ich die einzige von dem Hause der letzten Könige bin; 2. daß ich bereits glücklich und ruhmvoll regiert habe; 3. daß Se. Heiligkeit mich selbst empfehlen; 4. daß ich dem Polnischen Reiche nicht zur Last fallen werde, da ich Mittel habe, unab-hängig zu leben; 5. daß ich ohne Erben bin und nur die Größe meines Ruhms

beabsichtigen kann; 6. daß ich in der Blüte meiner Jahre, voll Gesundheit und Kräfte bin, alle Arten von Beschweden und Anstrengungen zu ertragen."

Da der Nuntius die Bemerkung machte, man könne in Polen vielleicht ihre Vermählung fürchten, schrieb sie:

„Ich bin eine geschworene Feindin des Ehestandsjochs, in welches ich, selbst um die Herrschaft der Welt, mich nie einspannen würde. Da mich Gott frei geboren werden ließ, so kann ich mich nicht entschließen, mir einen Herrn zu geben, und da ich zum Herrschen geboren bin, werde ich mich nicht selbst zur Sklavin machen."

Aber so viel Mühe sie sich auch gab, so gelang es ihr doch nicht, den Wunsch, König der Polen zu seyn, erfüllt zu sehen.

Man hatte in Frankreich Auszüge aus Chanuts Memoiren gedruckt, in welchen Christina eben nicht ganz vortheilhaft dargestellt erschien. Dieß brachte sie sehr auf, und sie schrieb, unter andern, deshalb an Bourdelot:

„Mich verläumden, heißt die Sonne antasten, da ein wenig gesunde Philosophie mich so weit über alles das erhebt, daß Ihr allen

meinen Neidern die Versicherung geben könnt, ich sey von allen Seiten unverwundbar. Wir wollen sehen, ob die Beförderer dieser Armseligkeiten es auch sind, wenn die Probe gemacht wird ꝛc."

Weil Christina sich nicht immer nach dem Sinne des Papsts Innocenz des Eilften, den sie gar nicht leiden konnte, betrug, so war derselbe kleindenkend genug, ihr die von seinem Vorfahren ihr gegebene Pension von 12000 Skudi zu nehmen. Dieß demüthigte sie nicht, sondern gewährte ihr einen neuen Triumf über den Papst. Auf der Stelle schrieb sie an den Kardinal Azzolini, der ihr den Entschluß des Papsts bekannt machen mußte:

„Ich kann Euch versichern, daß Ihr mir die angenehmste Neuigkeit von der Welt mitgetheilt habt, und Gott, der mein Innerstes kennt, weiß, daß ich Euch keine Unwahrheit sage. Die 12000 Thaler, die ich vom Papste nahm, waren der einzige Flecken meines Lebens, und ich empfing sie von der Hand Gottes, als die größte Kränkung, durch die er meinen Stolz demüthigen konnte. Ich sehe aber jetzt, daß er mich wieder seines Wohlge-

fallens gewürdiget hat, denn diese mir erwiesene Wohlthat ist mehr werth, als tausend Königreiche. Das Einzige, was ich bedauere, ist, daß man mir nicht 100,000 Thaler zu nehmen hatte. Mir nimmt der Papst nichts, aber er beraubt viele Leute, die des Wenigen mehr bedürfen, als ich. Gott hat mir heute eine Gnade erzeigt, die mich so freudig gemacht hat, daß ich wünsche, diese Freude meines Herzens mit der ganzen Welt theilen zu können."

Der Papst lachte, wie gewöhnlich, auch über diese Aeußerungen, und rief aus: „Sie ist ein Weib!" *) — Dieß brachte Christinen noch mehr auf, als die Einziehung ihrer Pension, und sie ließ durch den Staatssekretair des Papsts, den Kardinal Cibo, demselben mündlich danken, und zwar mit den Worten: „Es fehle ihr ganz an Ausdrücken, ihre Freudenempfindung lebhaft genug schildern zu können, über eine Gnade, welche die einzige sey, der sie sich in diesem Pontifikate zu erfreuen gehabt habe, und sich rühmen könne." —

*) „È Donna!"

Der Papst hörte auch dieß mit an, blieb gelassen, wie immer, und lächelte: „Ja, unsere geliebte Tochter ist ein Weib!“ — Die Königin aber sagte: „Sie sey Cäsar unter den Seeräubern;“ drohte, und war überzeugt, man fürchte sie in Rom. Sie verlangte, der Kurfürst von Brandenburg solle ihr hundert Offiziere schicken; was sie mit diesen thun wollte, welchen Plan sie auszuführen gedachte, bleibt ungewiß, weil ihr Verlangen nicht erfüllt wurde. Ueber den Papst ließ sie sich spottend öffentlich heraus, und schrieb an Delmonte:

„Der Papst ist verhaßter hier, als irgend jemand, und wird, was noch schlimmer ist, von allen verachtet.“ — Zugleich äußerte sie: „Nichts spricht stärker für die Wahrheiten der katholischen Religion, als all' das erbärmliche Zeug, das jetzt in Rom geschieht.“

Es kam damals ein Gesandter aus Siam nach Rom, welchen der Papst sehr ehrte, und unter andern ihm auch ein mit Edelsteinen besetztes Bildniß schenkte. Als Christina dieß erfuhr, sagte sie: „Der Papst beweiset den Königen Indiens und ihren Gesandten Höflichkeiten,

um sich desto schlechter gegen die Könige in Europa zu betragen."

Man sagt, ihr Wille sey damals gewesen, Rom zu verlassen und sich zu dem Kurfürsten von Brandenburg zu begeben, dem sie gegen die Einkünfte von Magdeburg und Halberstadt versprochen habe, ihn zum Universalerben einzusetzen. Sein Sohn, König Friedrich, um die Unterhandlungen vielleicht glücklich zu beendigen, lud sie ein, dem Leichenbegängnisse seines Vaters beizuwohnen. Sie schrieb aber hierüber an ihren Geschäftsträger Texeira: „Zeit hätte ich wohl, zu dem Trauerfeste nach Brandenburg zu gehen, wenn ich wollte, aber ich habe zu wenig Gemeinschaft mit den Todten, um die Einladung annehmen zu mögen, und sage wie jener Spanier, der zu einem Zweikampfe gefordert wurde: Ich liebe meine Bequemlichkeit viel zu sehr, um mich deswegen von der Stelle zu bewegen" *).

In dem Portrait, welches Bielefeld von ihr entwirft, sagt er:

*) „Por tal cosas muy de mi gusto non mi levanto tantemprano."

„Tausend Talente wurden mit Christinen geboren, und beinahe eben so viele Schwachheiten. Ihre Seele strebte stets nach dem Großen, aber ihre Einbildungskraft, für starke Eindrücke nur allzu empfänglich, ließ ihr zuweilen den Schein der Größe für die Größe selbst nehmen. In allem außerordentlich, wollte sie nur durch große Handlungen glänzen, und verschmähte nicht genug, sich in kleinen auszuzeichnen. Leidenschaftlich liebte sie die Wissenschaften. Alles wollte sie kennen lernen, alles ergründen. Unermüdet in der Arbeit, ämsig in Geschäften, führte sie ihre Entwürfe mit mehr Festigkeit als Klugheit aus. — In ihrem Sinne war Weichlichkeit ein Laster und Feigheit ein Verbrechen. Mit dem lebhaftesten Geschmack an Vergnügungen, scheute sie die Ehe, weil sie stets fürchtete abhängig gemacht zu werden. Selbst auf dem Throne kannte sie die Freundschaft, und ihr Herz war der Zärtlichkeit nicht unfähig; aber alle ihre Leidenschaften waren der Liebe zum Ruhme untergeordnet. Diese Leidenschaft, welche große Seelen immer auf das Bessere, oft aber auch auf das Aeußerste führt, ist der Punkt, um welchen sich ihr ganzes Leben

drehte. Daß sie vom Throne stieg, war Begierde, durch eine in ihrer Art einzige Handlung zu glänzen. Alexander wollte die Welt erobern, Christine hatte den Wunsch, der Herrschaft über dieselbe entsagen zu können. — Es ist in ihrem Charakter ein Contrast, es hat derselbe Züge, die sich unmöglich vereinigen lassen, wie in dem Charakter der meisten Helden. Große Leute sind keine Götter, sondern nur große Leute."

Die Kehrseite der Medaille zu betrachten, wollen wir einen Ungenannten von ihr sprechen hören, der unter dem vielleicht angeblichen Druckorte Stockholm, vielleicht auch wirklich daselbst, eine sogenannte Lebensgeschichte der Königin *) herausgegeben hat, in welcher er, wie wir hören werden, ziemlich leidenschaftlich von ihr spricht:

„Die Königin Christina ist von Person ziemlich klein, hat, wenn man nicht sagen will, daß sie bucklicht ist, eine hohe Schulter,

---

*) Histoire de la Vie de la Reine Christine de Suede, avec un veritable recit du sejour de la Reine à Rome. Stockholm chez Jean Plein du Courage.

und ist vom Angesicht weder schön noch häßlich. Ihrer Kleidung nach ist sie bald Frau, bald Mann, bald beides zugleich. Gewöhnlich trägt sie ein Männerwamms, und auf soldatisch ein Schnupftuch mit einem schwarzen Bande um den Hals gebunden. Dabei trägt sie Männerschuhe, Manschetten, und einen kurzen Rock, der ihr kaum halb über die Waden geht. Sie läßt sich nur von Männern bedienen, grüßet und verbeugt sich nach Männerart, und thut zuweilen, als strich sie einen Knebelbart in die Höhe, ob sie gleich kein Haar um den Mund hat. Im Umgange ist sie aufgeweckt, spitzig, satirisch, eine große Wortverdreherin, und flucht und schwört wie ein Landsknecht. Sie spricht sehr frei und überhäuft ihre Reden oft mit starken Zweideutigkeiten. Ihre Nase ist entsetzlich lang, die Augen sind schön, aber sie sieht nicht gut, und lacht sehr übel, so daß sich ihr ganzes Gesicht verdreht. Die eine Brust liegt flach auf, die andere ist rund und erhaben. Auf ihre Zähne, die schlecht genug sind, wendet sie nicht die geringste Sorgfalt, und hat einen sehr übel riechenden Athem. Ihre Haare hat sie abschneiden lassen, und trägt eine

schwarze Mannsperücke. Ihre Kleidung ist stets sonderbar, lächerlich und ohne Geschmack. Von der Religion und der Bibel spricht sie sehr übel, und nur das Hohelied Salomons gefällt ihr in derselben. Sie hat sich einen ganzen Vorrath unsauberer Historien gesammelt, und bringt sie eine Plattheit an den Tag, so ist sie die erste, die darüber unmäßig lacht rc.“

Die Wahrheit mag auch hier wohl, wie beinahe allenthalben, in der Mitte liegen.

Verschiedene Schriftsteller erzählen Anekdoten von Christinen. Mehrere sind schon mitgetheilt worden, einige wollen wir noch mittheilen.

Die Königin erzählte, sie habe auf ihren Reisen über zweitausend Bewillkommungsreden anhören müssen, von denen auch nicht mehr als eine einzige ihr habe gefallen können. „Immer die alte Leier! — rief sie aus; — Erlauchte Tochter des großen Gustav, zehnte Muse, Sappho unserer Zeit. Was soll das? Man schreit sich heisch, mir zu sagen, daß ich ein Weib bin, was ich längst gewußt habe.“

Die einzige Rede, welche ihr gefallen hatte, war die des Dechant Argoud zu Vienne, der in derselben nicht einmal das Wort Königin hören ließ, Christinen mit den größten Helden nicht nur verglich, sondern auch zugleich behauptete, sie habe dieselben alle übertroffen. So etwas hörte sie gern, und deshalb hatte diese überladene Rede ihren Beifall.

Als Christina zu Rom sich wieder aufhielt, sich einst auf der Engelsburg befand und von weitem die Villa Medicis sah, verlangte sie, daß man in ihrer Gegenwart versuchen möchte, ob das Geschütz, welches oben auf der Platform steht, bis dahin trage. Sie ließ eine Kanone gegen die Villa richten, und die Kugel traf das Hauptthor des Pallastes: da es mit Eisen beschlagen war, so ging sie nicht durch, sondern warf es nur mit großem Gepolter über den Haufen. Es wurde zwar kein Mensch getödtet, aber man denke, welch einen Lärm und welches Aufsehen das in der Villa und in Rom machte.

Als sie mit dem Papst Innocenz zerfallen war, wurde sie ganz ausgelassen und versuchte alles, ihn zu kränken. Ihre Leute, ge-

treue Kopien ihrer Gebieterin, ahmten alle ihre Ausgelassenheiten nach, und ihr Kammerdiener hatte die Unverschämtheit, zu Rom einen Maskenball auf den Charfreitag anzukündigen. Er starb aber den Gründonnerstag, und sein Tod wurde als die gerechte Strafe für sein gegebenes Aergerniß angesehen.

Acht Jahr vor ihrem Tode fing Christina an daran zu denken, ihr Leben, selbst geschrieben, der Nachwelt zu hinterlassen, hat aber dasselbe nicht weiter, als bis zu ihrer Thronbesteigung, wiewohl sehr weitläuftig und breit, gebracht. Sie nannte das Ganze: An Gott gerichtete Bekenntnisse, und indem sie ihn anredete, eröffnete sie diese Confessions mit den Worten: „Es wäre schändlicher Undank von mir, wenn ich die Muße, welche Du, o Herr! mir verliehen hast, nicht zu Deinem Preise anwendete. Was Du bist, und was ich bin, verpflichtet mich dazu. Du bist alles, und ich bin nichts, aber ein Nichts, welches Du des Ruhmes fähig machtest, Dich anzubeten und Dich zu besitzen."

Das ganze Stück dieser Selbstbiographie hier mitzutheilen, wäre gegen den Plan, nach welchem die Biographien in dieser Sammlung

gegeben werden sollen. Einige Stellen aus diesen merkwürdigen Lebensbekenntnissen aber können wir den Lesern nicht vorenthalten, da dieselben zu der Charakteristik unserer Königin durchaus unentbehrlich und nöthig sind. Hier sind sie:

„Laß, o Herr! die Betrachtungen, welche ich anstellen will über mein verflossenes Leben, mich erfüllen mit Bewunderung gegen Dich und mit Beschämung über mich. Was ich sagen werde, möge alles der Wahrheit Zeugniß geben, die nichts anderes ist, als Du selbst. Leite Hand und Feder, daß nichts derselben entfließe, was Dir misfallen müßte. Verbanne aus meinem Herzen alle eitle Menschengefälligkeit und Selbstsucht. Erleuchte meinen Verstand und gieb mir Kraft, wo es nöthig ist, auf meine eigenen Unkosten die Wahrheit ungeheuchelt zu sagen; u. s. w."

Die Königin erzählt nun Gott die Größe, Lage und Verfassung des Schwedischen Reichs, spricht von ihrer Familie, und kömmt endlich auf ihren Vater, den König Gustav Adolf, den, und seine Thaten, sie mit kräftigen Farben schildert, und in dieser Schilderung eben so wahr als unpartheiisch von ihm sagt:

Dieser Fürst war in allem groß; in Ansehung seiner Fähigkeiten sowohl, als auch in Ansehung seiner Geburt. Sein Ehrgeiz war größer als seine Kräfte, aber nicht größer als sein Glück. Er war klug, tapfer, ein großer Feldherr, und ein großer König. Kurz, er war der größte Mann seines Zeitalters."

Sie erzählt die Vermählung ihres Vaters, spricht von den Wünschen ihrer Aeltern, einen Kronerben zu erhalten, und kömmt auf ihre Geburt:

„Ich kam vom Kopf bis an die Knie eingehüllt zur Welt, und nur Gesicht, Arme und Beine waren frei. Ich war ganz mit Haaren bewachsen, und hatte eine grobe, starke Stimme. Daher hielt man mich anfangs für einen Knaben, und als der Irrthum sich offenbarte, war man verlegen. Der König aber schloß mich in seine Arme und sagte zu seiner Schwester: „Wir wollen Gott danken! Ich hoffe, diese Tochter soll mir einen Sohn reichlich ersetzen. Ich bin mit ihr zufrieden, und bitte Gott, daß er mir das Kind erhalte." — Die Astrologen, welche die Geburt eines Prinzen geweissaget hatten, waren noch verlegener als die Weiber, die mich anfangs

dafür erkannt hatten; der König aber lächelte: „Ich denke, sie wird nicht dumm werden, denn sie hat uns alle betrogen.“

Sie kömmt nun auf ihres Vaters Feldzüge und Thaten in Deutschland, und auf seinen Tod bei Lützen.

„Er war siegreich während seinem Leben, und triumfirte in seinem Tode. Bernhard von Weimar erwarb sich vorzüglichen Ruhm, und der glänzendste Sieg wurde von der Tapferkeit über den Feind erworben.“

Sie schildert darauf die Mitglieder der Regentschaft während ihrer Minderjährigkeit, ihre Erzieher und Lehrer, und spricht von ihrer Erziehung und ihren Fähigkeiten:

„Ich hatte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen alles Thun und Reden der Weiber. Wie ihnen, wollte mir nichts gelingen, und Handarbeiten konnte ich durchaus nicht lernen. Dagegen aber erlernte ich in einem Alter von vierzehn Jahren mit der größten Leichtigkeit alle Sprachen und Wissenschaften, die man mich lehren wollte. Darauf aber auch lernte ich vieles ohne Lehrer, so auch die deutsche, französische, italienische und spanische Sprache, und meine Leibesübungen.

Ich kann zu Rosse steigen, und weiß die Waffen zu führen, ohne gelernt zu haben, wie man sie behandeln muß. — Ueberdieß war ich stets unermüdet. Oft schlief ich unter freiem Himmel, auf der Erde. Ich aß wenig, und schlief noch weniger. Ich kann sogar hungern, wenn es seyn muß, und zum Essen ist mir alles gut genug, nur nichts, was von einem Schweine kömmt, wogegen ich eine unüberwindliche Antipathie habe. Hitze und Kälte kann ich ertragen. Ich kann große Fußreisen thun, und werde vom Reiten nie müde."

„Diese sonderbare Lebensart führte ich aller Welt zum Trotz. Man suchte mich zu hindern, aber es half nichts, man mußte mit mir Geduld haben und mich leben lassen, wie ich mochte und wollte. Ich liebte das Studiren leidenschaftlich, aber Jagd und Bewegung nicht weniger; doch meine Pflichten zu erfüllen, verabsäumte ich nicht. Du weißt es, o Herr! daß ich, durch Deine Gnade, mir hierüber nichts vorzuwerfen habe."

„Mit meiner so glücklichen Geburt, mit so vielen Talenten, welche Geschenke Deiner Gnade, o Herr! sind, hatte die verdorbene

Natur Fehler vereiniget, die ich nicht verbergen will. Ich war mistrauisch, argwöhnisch, bis zur Ausschweifung ehrgeizig, zornig, hizzig, stolz, auffahrend und spöttisch. Ich verschonte niemand. Diese Fehler haben leider! zugenommen mit meinem Alter, aber ich fühle sie, und stärker im Unglück als im Glück; ich kann sie verbergen, aber ich gebe mir keine Mühe, es zu thun. Deine Gnade allein, Herr! ist es, die diesen Fehlern nicht gestattet, mich in's Verderben zu stürzen. Ueberdieß war ich unglaubig und nicht sonderlich andächtig, und mein feuriges, ungestümes Temperament gab mir einen eben so starken Hang zur Liebe, als zum Ehrgeiz."

„Gewiß würde ich mich verheirathet haben, hätte ich nicht die Stärke gekannt, die Du mir, o Herr! gabst, die Freuden der Liebe entbehren zu können. Ich wußte wohl, daß ein Mädchen, welches seinem Vergnügen nachhängen will, eines Mannes bedarf. Mein Stand erlaubte mir, unter allen Männern den zu wählen, der am meisten nach meinem Sinne gewesen wäre, denn wer hätte sich nicht glücklich geschätzt, meine Hand zu erhalten? und alle Vortheile meiner Lage hätte

ich genießen können. Aber Du schenktest mir ein Herz, das nur von Dir erfüllt seyn sollte, Du bildetest dasselbe so bewunderungswürdig, so viel umfassend, daß Du nur allein es ausfüllen konntest. Dieses Herz gehört Dir, seitdem es in meinem Busen schlug, Du hattest mit demselben ein geheimes, mir selbst unbekanntes Einverständniß. Du allein hast Wunder gethan in diesem Herzen!"

So viel davon, und vielleicht schon genug! Es ist noch von zwei andern Manuscripten zu sprechen, welche Christina hinterließ, die uns Arkenholz *) gleichfalls aufbewahrt hat.

Das eine derselben hat den Titel: Mein Zeitvertreib *), das andere: Sentiments. Von einer Sammlung, wie von der andern, sagt sie: „Dieses Werk ist von einer Person, die nichts wünschet, nichts fürchtet, und keinem Menschen etwas aufdringen will.

---

*) Mémoires concernant Christine Reine de Suede, pour servir d'éclaircissement à l'histoire de son regne et principalement de sa vie privée. Amst. et Leips. 1757 — 1760. 4 Voll.

**) „Ouvrage de loisir."

Beide Bücher enthalten Gedanken, Einfälle und Ansichten der Königin von dem, was sie sah, über das, was sie meinte, fühlte, betrachtete und empfand. Die Charakteristik der Schreiberin zu vollenden, dürfen ihre Sentiments nicht fehlen. Aber dieselben alle ohne Ausnahme zu geben, — dieses gehört für ein größeres Werk. Hier finde eine kleine Auswahl Platz, die den Lesern nicht unangenehm seyn und dieselben unterhalten wird, sollten es auch gewöhnlich nur Paradoxa seyn, die sie lesen werden, da sie von einer so merkwürdigen Königin kommen, deren Leben eine Kette von Eigenheiten, Eigenwilligkeiten und Sonderbarkeiten umschlang. — Die Königin spricht:

Mehr glauben, als die katholische Kirche zu glauben verlangt, ist Aberglauben; weniger glauben, Unglauben.

Man muß sich nicht von Beichtvätern oder sogenannten Gewissensräthen an der Nase herumführen lassen. Wer nur von Gott gekannt seyn will, braucht keine Gewissensräthe.

Wenn es einen Müßiggang giebt, der sich nur mit Gott beschäftiget, so ist er beneidenswürdig.

Schmuzig und unreinlich seyn, macht weder rechtschaffener noch frömmer.

Diejenigen, welche das Gelübde der Armuth abgelegt haben, sind reich.

Mancher wäre heilig, der in der Welt lebte, und es im Kloster nicht werden kann.

Man macht sich Götzen, die man anbetet, und die man fürchtet, weil man sie geschaffen hat.

Man muß nichts glauben, was man vorher zu bezweifeln wagte.

Das Gewissen ist der einzige Spiegel, der nicht schmeichelt, nicht trügt, nicht täuscht.

Nur der Beifall des Gewissens ist allein zu schätzen.

Man ist immer das, was man sich selbst scheint, aber nicht immer das, was man andern scheinen will.

Zu nichts gelangt man wohlfeiler in der Meinung der Menschen, als zum Rufe eines Helden oder Heiligen.

Die wahre Heiligkeit besteht ganz allein in dem, was ohne Zeugen zwischen Gott und Seele vorgeht.

Die Menschen wären verloren, wenn ihre Wünsche immer erhört und erfüllt würden.

Um Gott zu hören, muß man den Kreaturen Stillschweigen auferlegen.

Die Liebe belebt, klärt auf, demüthiget, reiniget, reißt los, bindet und vereiniget. Sobald man liebt, ist alles gethan.

Leute, die nichts zu verlieren und Muth haben, sind einem Staate gefährlich. Man muß sie brauchen, oder vernichten.

Das Salische Gesetz, welches das weibliche Geschlecht vom Throne ausschließt, ist sehr gerecht: Weiber sollten nie regieren, und giebt es welche, woran ich jedoch zweifle, die auf dem Throne Wunder gethan haben, so darf man doch nicht darauf rechnen. Die Tugenden der Weiber sind so unvereinbar mit den Tugenden, die der Thron erfordert, daß sie eben sowohl allen ihren Vorzügen und guten Eigenschaften, als ihren Schwachheiten und Fehlern entsagen müßten, um sich der Regierung würdig zu machen. Dieses kann ohne tausend Unbequemlichkeiten nicht geschehen, und geschäh' es nicht, so machen sie sich selbst und ihre Regierung lächerlich.

Vergebens widersetzt man sich den Veränderungen von Königreichen und Republiken; es giebt einen gewissen Punkt, wo sie ihrem Schicksal nicht entgehen.

Coalitionen und Bündnisse, welche Armeen à la mosaique bilden, richten nichts aus.

Wenige Gefangene werden strenger beobachtet und bewacht, als Fürsten.

Vergebens hoffen Fürsten die Wahrheit zu hören, wenn sie sich dieselbe nicht selbst sagen.

Fürsten sind reich, wenn ihre Unterthanen reich sind.

Fürsten müssen ihre Größe über alles lieben.

Das einzige Geheimniß, nicht beherrscht zu werden, ist, wenig glauben und viel arbeiten.

Ein Eroberer darf von allen Arbeiten und Gefahren, denen er sich aussetzt, nichts als Ruhm fordern, und diesen muß er noch mit Freunden und Feinden theilen.

Die Lektüre lehrt, daß alles vergessen wird, und alles untergeht.

Nicht die Andacht, die Eitelkeit der Menschen ist es, die dem Körper den Krieg erklärt.

Wären wir nicht unwissend, so würden wir weder krank noch alt seyn. Alle diese Uebel haben Gegenmittel, aber wir kennen sie nicht.

Diejenigen, welche die Jugend ein Fieber nennen, haben vielleicht Recht; aber ich wünschte, daß dieses Fieber mich nie verließ, und sollte ich in demselben auch irre reden.

Eine edle, hohe Geburt besteht in der Seele und in dem Herzen.

Das Verdienst wird mit dem Menschen geboren. Glücklich der, mit dem es stirbt!

Außerordentliche Verdienste sind ein Verbrechen, das nicht verziehen wird.

Das Verdienst der Menschen ist oft das größte Hinderniß ihres Glücks.

Das Glück rechtfertiget viele Fehler, selbst Vergehungen, aber es tröstet nicht darüber.

Die Welt hat nichts, ein großes Herz zu befriedigen, gäb' sie sich demselben auch ganz hin.

Die wahre Größe hängt vom Herzen ab. Ist dieses groß, so ist es alles.

Große Menschen haben ein Vorgefühl ihres Schicksals, das sie selten täuscht.

Man hat dem großen Cyrus nichts zu vergeben; er ist der einzige unter allen außerordentlichen Menschen, der sich nie blos gab.

Es giebt Menschen, bei deren Geburt ein so gebieterisches Gestirn obwaltete, daß sie sich überall, wo sie erscheinen, Feinde oder Unterthanen machen.

Einen Feind verlieren, ist ein größerer Verlust, als man glaubt.

Das Leben ist ein Handel, man kann dabei keinen großen Gewinn machen, ohne sich großem Verlust auszusetzen.

Es liegt wenig daran, wie man auf die Welt kömmt, aber sehr viel, wie man stirbt.

Die Stunde des Todes ist die Stunde der Wahrheit.

Die Männer verheirathen sich, weil sie nicht wissen, was sie thun; die Mädchen, um sich unter dem Schutze eines Mannes in Freiheit zu setzen.

Die Einsamkeit ist das Element großer Geister.

Es ist verlorene Zeit, die Leute hindern zu wollen, ihre Zeit zu verlieren.

Man muß dem Zorne nicht gestatten, zu bestrafen, und der Freude nicht gestatten, zu belohnen.

Das Meer ist ein Bild großer Seelen, so sehr sie auch in Bewegung zu seyn scheinen, der Grund bleibt immer ruhig.

Das Leben ist zu kurz, um zu lieben, wie man sollte.

Es giebt eine Sprache für das Herz: diese ist die Sprache der Liebe, die nur Liebende verstehen.

Ich biete allen Schmeichlern in der Welt Trotz, einen Tyrannen zu überzeugen, daß er geliebt werde, einen Thoren, daß er klug, einen Feigen, daß er tapfer, einen Unwissenden, daß er gelehrt, eine Alte, daß sie jung sey; — nur die Wahrheit kann uns überreden.

Durch Spott macht man sich alle die zu Feinden, die ihn verdienen.

Cicero ist der einzige Poltron, der großer Dinge fähig war.

Es giebt kein größeres Vergnügen, als große Leute zu betrachten, und ihr persönliches Verdienst zu prüfen. Aus sich selbst entstehen sie, um der Welt erhabene Schauspiele zu geben, und wie es scheint, hat sie das Schicksal nur deswegen bestimmt, mit

dem Glück zu kämpfen, um über dasselbe sie triumfiren zu lassen, selbst wenn sie unterliegen. Was ihnen auch in den Weg treten mag, nichts hindert sie, ihre Bestimmung zu erfüllen. Alles ist da, alles kömmt, um sie groß zu machen. Ihre Fehler und Vergehungen sind Fehler und Vergehungen der Zeit, die sie wider Willen zwingen, dieselben zu begehen, die aber doch nicht hindern können, sie zum Gegenstand der Bewunderung und des Erstaunens der Menschen zu machen.

Diana,

Prinzessin von Frankreich.

Eine artige Piemonteserin gefiel König Heinrich dem Zweiten von Frankreich so wohl, daß er ihr gestand, er finde sie reizend und liebenswürdig. So etwas gesteht ein König einem Mädchen selten vergebens. Der König war glücklich, und Diana *) war das Pfand der Zärtlichkeit, womit die liebende Mutter ihn beglückte.

Der König liebte diese Tochter, legitimirte sie zur Prinzessin von Frankreich, und vermählte sie **) an den Herzog Ottavio Farnese von Castro, den zweiten Sohn des Herzogs Lodoviko von Parma und Piacenza.

*) Geboren 1539.

**) 1552.

Der Krieg riß den glücklichen Gemal aus den Armen der zärtlichen Gattin, er fiel mit den Waffen in der Hand, und Diana wurde nach einer halbjährigen Ehe eine vierzehnjährige Wittwe.

Drei Jahre lang hatte sie den Tod des geliebten Gemals beklagt, als man sie zur Braut des ältesten Sohnes des Connetable Montmorenci bestimmte, der jedoch sein Herz schon verschenkt hatte und das Fräulein von Prienne liebte. Der Vater bestand auf der projektirten Vermählung, und drohte den Sohn zu enterben. Franz aber achtete dieser Drohung nicht, und vermählte sich mit seiner Geliebten. Aufgebracht über diesen Schritt, ließ der Vater die junge Frau aufheben und in ein Kloster bringen. Die Gottesgelehrten wurden zu Rathe gezogen, traten aber auf die Seite der jungen Eheleute, und der Papst wollte nicht entscheiden.

Auf einmal aber änderte Franz seine Gesinnung, und erklärte mit der größten Ungerechtigkeit öffentlich, er habe das Fräulein nicht geheirathet. Der Vater erröthete so

wenig als der Sohn über dieses Betragen, seine Wünsche wurden erfüllt, und die beabsichtigte Ehestiftung wurde *) zu Villers-Coterets unterzeichnet.

Diana ergab sich dem Willen ihres Vaters, denn ihr Herz war nicht bei dieser Verbindung. Diese stille Ergebung aber, die Reize und Tugenden dieser Prinzessin bezauberten den jungen Montmorenci, er liebte seine Gemalin, und erhielt ihre Gegenliebe.

Sie lebten glücklich, als der König starb **), und Guisen, die ewig unversöhnlichen Feinde des Hauses Montmorenci, einen Einfluß bei Hofe bekamen, der Franzens und seiner Familie Verdienste um den Staat in den tiefsten Schatten stellte. Um ihn zu entfernen, wurde er als Gesandter nach England gesendet ***), bald aber von Katharinen von Medicis zurückberufen, da er

*) Den 3ten Mai 1557.

**) 1559.

***) 1572.

erlesen war, als eines der ersten Schlachtopfer in der Pariser Bluthochzeit zu fallen. Diana aber, die unermüdet für die Sicherheit ihres Gemals wachte, nöthigte ihn noch den Abend vor diesem abscheulichen Tage, sich nach Chantilli in Sicherheit zu begeben. Diese Flucht rettete sein Leben, zum großen Verdruß seiner Feinde.

Indessen starb Karl der Neunte *), und sein Erbe, der Herzog von Anjou, befand sich in Polen. Da die Königin wußte, wie sehr ergeben dieser Prinz dem Hause Montmorenci war, und vor der Erhebung desselben zitterte, so ließ sie Franzen zu sich rufen. Vergebens bat ihn seine Gemalin, der Königin nicht zu trauen, nicht zu ihr zu gehen, er ging zu ihr, nach Vincennes, wo er kaum angekommen war, als er nebst seinem Bruder, dem Marschall von Cossé, gefangen genommen und in die Bastille gebracht wurde.

So sehr dieser geahnete Schlag Dianen traf, so hoffte sie doch alles Gute von dem

---

*) 1574.

Herzog von Anjou, der nun, unter dem Namen Heinrichs des Dritten, Frankreichs Thron bestiegen hatte, aber vergebens. Der König gab sich ganz seinen Favoriten hin, handelte nur nach ihrem Willen, dachte nur durch sie, und wollte nichts, als was sie wollten. Diese aber hatten keinen Willen, sich eines Mannes anzunehmen, dessen Güter und Besitzungen sie zu erhalten wünschten, vielmehr kam es darauf an, ihn auf die Seite zu schaffen, um desto sicherer ihren Endzweck zu erreichen. Des Marschalls Bruder Damville war damals gefährlich krank, und Franz sollte sterben. Dazu gab der schwache König auch seine Einwilligung. Souvre' erhielt den Auftrag, ihn ermorden zu lassen, und zur Belohnung wurde ihm die Oberhofmeisterstelle zu Vicennes versprochen. Er schien sich willig finden zu lassen, jedoch nur, um den Marschall zu retten.

Damville, der wieder genas, erfuhr, was geschehen sollte, und schickte sich an, seinen Bruder zu retten. Er gewann den Herzog von Alençon, welcher erklärte, er werde nicht eher wieder an den Hof gehen, bis Mont-

morenci seiner Haft entlassen sey. Dieß gelang. Franz wurde in Freiheit gesetzt, und Diana eilte ihrem befreiten Gemal entzückt entgegen. Aber sie genoß das Glück, ihn wieder zu besitzen, nur kurze Zeit. Er starb in ihren Armen *).

Nach seinem Tode war Dianens Leben ein Labyrinth von Unglücksfällen. In die Verwirrungen des Staats verflochten, fand ihr Herz keine Ruhe, ihre Seele keinen Frieden. König Heinrich fiel von der Hand eines Mörders, und Diana, von Schmerz und Gram über den Tod ihres Bruders aus der Welt getrieben, verbarg sich und ihre Trauer in dem Schlosse Chinon, welches, mit dem Herzogthume Angouleme, durch des Königs Tod ihr zugefallen war.

Hier besuchte sie König Heinrich der Vierte zuweilen, bat sich ihren Rath aus, und befolgte denselben genau, denn er schätzte ihre Einsichten so hoch, als ihren Edelmuth. Aber

---

*) Den 5ten Mai 1579.

auch seinen Tod erlebte Diana, und Ludwig der Dreizehnte war nun der siebente König, welchen sie auf Frankreichs Thron sah. Sie übernahm die Oberaufsicht über seine Erziehung, und entfernte sich nicht eher von ihm, als bis sie ihn sicher und vor den Stürmen, die anfangs seine Regierung zu erschüttern drohten, gesichert sah.

Ihre Kränklichkeit raubte ihr das Vergnügen der Jagd, welches sie sehr liebte, aber die Wissenschaften versüßten ihr die letzten Stunden ihres scheidenden Lebens. Nach einer langen Krankheit starb sie, ohne Kinder, zu Paris *), achtzig Jahr alt, beklagt von allen, die sie kannten.

Sie war eine Mutter der Armen, eine Freundin der Bedrängten, und ihr Herz und ihr Haus standen allen Nothleidenden offen.

Ganz im Geschmack der damaligen Rhetorik, sagte der Pater Morgues in der ihr zu Ehren gehaltenen Leichenrede: „Das Haus

*) Den 11ten Januar 1619.

der erblichenen Herzogin war ein Gynäceum der Schamhaftigkeit, mit einem Worte, eine Wohnung Dianens, deren Zugang allen lüsternen Faunen stets verschlossen blieb, und kein Aktäon durfte es wagen, neugierig in dieselbe hineinzublicken, ohne die schrecklichste Strafe fürchten zu müssen!"

Olimpia Maldachini.

In einer unbegüterten, unbemerkten Familie in Rom geboren, die Tochter beinahe dürftiger Aeltern, worauf konnte Olimpia rechnen, als auf das Glück, in einem Kloster ihre Tage zu verleben, in welchem ihre Tante Aebtissin war, und wohin ihre Aeltern sie thaten? — Da gefiel es ihr aber nicht, und allen frommen Ermahnungen setzte sie die Antwort entgegen: „der Ruf zum Nonnenleben müsse von Oben kommen, und diesen müsse man erwarten; zu ihr sey er noch nicht gekommen.“

Man stellte ihr vor, ihre Familie sey zu arm, um sie nach ihrem Stande auszusteuern, wenn ein Mann ihre Hand begehren sollte, und sie antwortete: „Es ist besser, meine Familie wird durch meine Aussteuer zu Grunde gerichtet, als daß ich meinen Körper der ewigen Gluth verzehrender Flammen übergebe.“

Sie floh aus dem Kloster, in welchem sie kaum ein halbes Jahr gelebt hatte, und nahm ihre Zuflucht zu einer Verwandten, wo sie mehrere Monate zubrachte, ehe sie in ihr väterliches Haus zurückkehrte.

Man verließ sich umsonst auf die Beredsamkeit der Gewissensräthe, ihr das Klosterleben angenehmer zu machen; sie wollte nichts davon hören. Selbst ihr Beichtvater, ein sehr gelehrter und frommer Augustiner, vermochte nichts über sie. Ja, als sein Zureden ihr gar zu lästig wurde, wußte sie sich von demselben und ihm selbst dadurch zu befreien, daß sie den armen Mann beschuldigte, er habe ihre Unschuld in Versuchung geführt.

Die Sache kam vor die Inquisition. Der arme Priester wurde seiner geistlichen Würden beraubt und aus Rom verbannt.

Dieses Unrecht fühlte indessen Olimpia doch selbst — so wenig es auch ihre Sache war, Unrecht zu fühlen, — so sehr, daß sie, als sie sich zur Favoritin des Papsts empor geschwungen hatte, wie wir hören werden, dem unglücklichen Priester den Bischoffstab verschaffte, und lachend fragte sie ihn dann:

„Nun, Herr Bischoff! wie ist es? Habt Ihr noch Lust, mich zur Nonne zu machen?“

Sanft erwiederte er:

„Ich habe Euch kein Uebel zufügen wollen.“

„Gewiß nicht! — fuhr Olimpia lachend fort; — aber ich hätte mir ein Uebel zugefügt, wenn ich Euch gefolgt hätte, und jetzt könnte ich nicht von Euch als Bischoff Verzeihung fordern.“

Da also ihre Aeltern sahen, daß sie durchaus nicht zu bewegen war, den Schleier anzunehmen, mußten sie es dem Glück und ihren Reizen überlassen, was jenes für sie thun wollte, und was sie mit diesen erobern sollte.

Diese Gelegenheit fand sich, als die Familie nach Loretto wallfahrtete.

Der junge Pamfili, ein Bruder des nachherigen Papsts Innocenz des Zehnten, der auf eben diesem Wege war, traf mit den Wallenden in einem Wirthshause zusammen. Er sah die schöne Olimpia, und sah sie nicht ungestraft, bewunderte ihre Schönheit, wurde von ihrem Geiste entzückt, und verlor sein Herz. Aber Olimpia ließ es nicht verloren gehen.

Sie gab ihm die Versicherung des Besitzes ihres Herzens, in welchem das seinige sicher ruhe, und reichte ihm bei ihrer Zurückkunft nach Rom, achtzehn Jahr alt, ihre Hand als Gattin.

Anfangs war diese Ehe glücklich. Olimpia wurde Mutter zweier Töchter und eines Sohnes, und dauerhaft glücklicher hätte sie sich gefühlt, wäre ihr Gemal, bei all' seiner Liebe zu ihr, ein Mann gewesen, der seine Frau, die so sehr darnach strebte, zur Vertrauten seiner Handlungen und Plane gemacht, sich von ihr hätte rathen lassen, und alles so ausgeführt, wie sie es ausgeführt wissen und sehen wollte. Da das aber nicht geschah, so glaubte sie sich unglücklich, und lieber wurde ihr der Bruder ihres Gatten, (damals noch Abbate,) der, nach Politik der Priester, die, um in die Familien sich einzuschleichen, sich an den weiblichen Theil derselben anschließen und ihn zu gewinnen suchen, seine Schwägerin zur Theilnehmerin seiner Angelegenheiten, zur Vertrauten seiner Geheimnisse machte, und ihr alle seine Gedanken und Plane mittheilte. Er war stets um sie, forderte ihren Rath, that nach demselben, und schrieb jeden

guten Ausgang einer Sache nur ihrem Beistande bei. Sie fand sich geschmeichelt, war entzückt, er war glücklich, und trotz seiner Häßlichkeit wurde die Erkenntlichkeit der Schwägerin nach und nach so groß, daß Rom bald ganz laut davon zu sprechen wußte, und nur ihr Gatte, wie gewöhnlich, das zuletzt erfuhr, wovon man schon nicht mehr sprach.

Dann aber glaubte sich der geliebte Bruder auch nicht mehr sicher in Rom, und verließ die Stadt.

Olimpia, die sich nun der Willkühr eines beleidigten Gatten überlassen sah, versuchte, was Schlauheit ihr nur rathen konnte, demselben den gefaßten Verdacht zu benehmen, aber vergebens, und noch weniger konnte von der Zurückkunft des Bruders die Rede seyn. Der Mann wurde also überlästig, und — starb bald nach seiner, zu seinem Unglück gemachten Entdeckung.

Er war kaum begraben, als Monsignor Pamfili in die Stadt zu seiner geliebten Schwägerin zurückkehrte. Doch neidisch riß ihn bald ein Befehl des Papsts von ihrer Seite, der ihn als seinen Nuntius nach Spa-

nien schickte. — Er war auf seinem so ehrenvollen Posten untröstlich, und schrieb ihr:

„Ach! wie kann ich glücklich seyn, da
„Du nicht bei mir bist! Wie kann mir
„etwas gelingen, da ich Deinen Rath
„entbehren muß! Ohne Dich bin ich
„ein Schiff ohne Steuer, das keinen
„Lauf, als den des Zufalls, kennt.

In Rom pflegte man damals zu sagen: Olimpia schicke den päpstlichen Nuntien ihre Instructionen zu.

Um dem beabsichtigten Zwecke, welchem sie sich nun nur allein ergab, ganz zu leben, war sie einsylbig unter Weibern, beredt unter Männern, lebhaft und imponirend, ließ nicht leicht zum Worte kommen, und suchte stets allein zu sprechen. Jedem wußte sie zu rathen, alles wußte sie zu behaupten. Was sie an weiblicher Liebenswürdigkeit verlor, gewann sie an ewiger Rechthaberei, und ihr unbeschreiblicher Geiz wurde in Rom zum Sprichworte. Nur gegen arme Geistliche war sie freigebig, und Almosen ertheilte sie mit vollen Händen, aber so öffentlich und geräuschvoll, daß man wohl sah, ihr Herz hatte

keinen Antheil an diesen auffallenden Handlungen. Man sagte damals, sie war Olimpia, nunc impia.

Nach ihren Grundsätzen, und um dem vorgesteckten Ziele desto eher sich zu nahen, opferte sie ihrem Systeme selbst die heiligen Pflichten einer Mutter auf, und um ihren eigenen Sohn Camillo nicht fürchten zu dürfen, ließ sie ihn in der größten Unwissenheit. Er war zwanzig Jahr alt, und konnte kaum lesen und schreiben.

Endlich war sie so glücklich, ihren Geliebten wieder, ja ihn sogar von Papst Urban dem Achten in das heilige Kollegium *) aufgenommen zu sehen.

Nun beherrschte sie einen Kardinal, und um einst einen Papst beherrschen zu können, gab sie dem geliebten Pamfili die weisesten Lehren, von denen zwar die wenigsten in der Moral, die meisten aber in der intrikatesten Politik zu suchen seyn möchten.

„Das Aeußere macht den Papst, nicht das Innere, — sagte sie ihm; — wer Kar-

---

*) Im Jahr 1632.

dinal werden will, muß gegen jeden freundlich und gefällig seyn, muß höflich und zuvorkommend allen erscheinen; wer aber Papst seyn möchte, muß wenig sprechen, noch weniger thun, mit Niemand Umgang haben, und sich immer krank stellen. Die Kardinäle wählen nicht nach seinen Vorzügen den Papst; Ein Fehler macht ihn oft dazu; Krankheit und Leibesschwäche sind nicht selten die Schemmel, auf welchen er zum Throne steigt. So gelehrt und gesund Sixtus der Fünfte auch war, er stellte sich schwächlich und unwissend, ehe er Papst wurde. Meinem Wunsche und dem Glück des Hauses Pamfili fehlt nichts, als die Freude, im Vatikan zu herrschen."

So suchte sie die Hoffnung seiner und ihrer Größe zu beleben, zu gründen, und es gelang ihr.

Papst Urban starb *), als Pamfili 70 Jahr alt geworden war.

Nichts ging über Olimpiens Thätigkeit, als dieß geschah. So geizig sie war, so verschwenderisch wurde sie jetzt gegen jeden, den

---

*) 1643.

sie zu Erreichung ihres Endzwecks brauchen zu können glaubte. Alle Räder des großen Triebwerks Eigennutz setzte sie in Bewegung, und alle Minen ließ sie springen, sich und ihre Maschine am Ziele ihrer Wünsche zu sehen.

Das Konklave versammelte sich; die Kardinäle wurden verschlossen. Die Erwartung aller war gespannt, und Pasquin machte, wie gewöhnlich, sich lustig; ja, er drohte sogar den Barberini's, die eine starke Partei hatten, um sie auf ihre Lage aufmerksam zu machen, mit den Worten:

Seh' ich als Papst Pamfilen,
seh' ich die Barberinen
in schmerzlichen Exilen.

„O! — schrie das Volk; — einen solchen häßlichen Vater wird man nicht wählen; die Kinder liefen ja aus Furcht alle davon.“

Es geschah aber dennoch. Pamfili wurde gewählt, und als Innocenz der Zehnte zum Papst ausgerufen.

Kaum war er gewählt, so lief das Volk, nach hergebrachter Sitte, in seinen Kardinals-Pallast, ihn zu plündern. Aber Olimpia hatte

schon dafür gesorgt, daß die Beute nicht groß wurde, und die besten Sachen auf die Seite geschafft. Der Pöbel sah sich getäuscht, und rief aus:

„Ha! Olimpia ist vor uns da gewesen!“

Nun ging es über die Barberini's her, die Feinde des Hauses Pamfili. An vielen Ecken Roms sah man kleine Pasquins aufgehängt, beladen mit Stiefeln und Sporen für die Barberini's. Den alten Pasquin erblickte man ganz nackend, und Marforio fragte:

„Ei, Herr Bruder! so ganz ohne Kleider? wie das?“

„Ich kann keinen Schneider haben, — antwortete Pasquin. — Alle sind in voller Arbeit, den Barberini's Reisekleider zu machen.“

Den Papst selbst aber traf Pasquins Spott am giftigsten. Er trug die dreifache Krone in einem Gefäße, bedeckt mit einem Weiberschleier. Man fragt: „Was trägst du?“ Die Antwort war: „Ich trage das Geschenk, welches der Papst der Signora Olimpia schickt.“

Olimpia lachte über all' das Geschwätz, und eilte zu dem Papst in's Vatikan. Er

empfing sie sehr zärtlich. Als sie ihm den Fuß küßte, weinte er Freudenthränen, und sie lachte ihn freundlich an.

Sie blieb bei ihm, und empfing am folgenden Morgen die Besuche als Fürstin mit großem Anstand und hoher Würde. Sogleich mischte sie sich in alle Geschäfte, und bald geschah nichts mehr, als das, was sie wollte und gebot. Innocenz unternahm nichts ohne ihr Vorwissen, ohne ihre Einstimmung. Olimpiens schwachsinniger Sohn, Camillo, erhielt die Kardinalswürde, fand aber ein besseres Loos, und vermählte sich im Stillen mit der verwittweten Fürstin von Rossano, einer der schönsten, reichsten und geistvollsten Damen Roms. So gut hat das Glück den Schwachkopf versorgt! Da dieß alles aber ganz gegen den Sinn und die Absichten seiner Mutter war, so erhielt er die Weisung, Rom zu verlassen.

Olimpiens Töchter, welche an die Fürsten Ludovisi und Giustiniani verheirathet waren, empfanden das Glück der Erhebung ihrer Mutter nicht, keiner von den Neffen des Papstes erhielt eine Stelle, keiner ihrer Verwandten die geringste Unterstützung. Gegen

alle war Olimpia ungerecht, hartherzig, geizig und grausam. Nur für sich sammelte sie, ohne sich einen Genuß zu erlauben, nur für sich verkaufte sie alle erledigte Stellen und Aemter, und scharrte mit Wohlgefallen, nur für sich allein, alle die erpreßten Schätze zusammen.

Niemand wagte es, ein Wort zu sprechen, sie sprach allein. Kein Kardinal durfte reden, wenn sie das Wort nahm, und ihr zu widersprechen, wagte selbst der Papst nicht. Nur mit ihr sich berathschlagen durfte er, wie noch mehr Geld zu bekommen seyn möchte, und unterzeichnen mußte er, was sie auszufertigen befahl.

Da keine Stellen mehr zu verkaufen waren, griff sie die Klöster an; zweihundert wurden eingezogen, gegen fünfhundert waren so klug, ihre Erhaltung sich von Olimpien, wiewohl theuer genug, zu erkaufen. Eben so erkaufte sich ihr achtzehnjähriger Neffe Maldachini, ein Mensch ohne Kopf und Geschick, den Kardinals-Hut, zum allgemeinen Gespötte des Volks, und Pasquins, der damals ausrief:

Bald geht dir's besser, du Schlucker Pasquino,
es ziert nun der Purpur den Schöps Maldachino.

Allgemein wurde nun der Haß gegen sie und den Papst. Es kamen Satiren und Spottmünzen zum Vorschein, und laut wurden die Verwünschungen gegen Beide. Bei einer Prozession umringte der Pöbel des Papstes Sänfte, und schrie:

„Keine Puttane, heiliger Vater! Brod! Brod!"

In Italien nicht allein, in ganz Europa wurde Innocenz zum allgemeinen Gespötte. Allenthalben erschienen die giftigsten Schriften gegen ihn und seine sogenannte unheilige Wirthschaft, und in London wurde sogar vor Cromwell ein Lustspiel: Die Heirath des Papstes, öffentlich aufgeführt.

In demselben bot Innocenz seiner Geliebten die Ehe an; Olimpia schlug aber seine Hand aus, weil er zu häßlich sey. Sie zu überreden, bot er ihr nun einen von seinen Petrus-Schlüsseln an.

Sie. Welchen Schlüssel? Ist es der zum Himmel, oder der zur Hölle?

Er. Mein Liebchen! Es ist der Schlüssel zum Paradies.

Sie. Den allein kann ich nicht brauchen. Ich muß auch den Schlüssel zur Hölle haben. Wie könnte ich mich sonst sicher wähnen? Man kennt Euch Herren nur allzu gut! Bald würdet Ihr meiner überdrüßig werden, und schicktet mich zum Teufel. Nein! da muß man sich vorsehen, mein Theuerster!

Er. Ach! liebes Kind! Wie kannst Du so Arges von mir denken? Nein, nein, mein Liebchen! ich werde Dich ewig lieben, und um Dich sogleich zu überzeugen, wie ich Dir so ganz ergeben bin, so — nimm hin den Schlüssel zum Himmel und zur Hölle, nimm beide hin und sey mein Weib.

Nun wird die Hochzeit mit einem Ballet gefeiert.

Die Gesandten der Höfe von Spanien und Frankreich unterließen indessen nicht, alles aufzubieten, dem Papste die Augen zu öffnen, und ihm die Schande vorzustellen, mit welcher er sich vor den Augen der ganzen Christenheit bedeckte; der Kardinal Pancirolo, der nicht allen Einfluß verloren hatte, bot ihnen die Hand, mehrere Souverains schrieben dem

heil. Vater selbst, und — Olimpia erhielt von ihm den Befehl, sich nicht mehr in Regierungssachen zu mischen und ihm nicht mehr unter die Augen zu kommen.

Ein Blitz aus heiterer Höhe, ein unerwarteter Schlag. Olimpia hatte nichts geahnet.

Doch nach einigen Tagen wurde der Befehl gemindert, und sie erhielt die Erlaubniß, zuweilen den Papst besuchen zu dürfen. Zugleich aber erhielt auch ihr Sohn die Erlaubniß, mit seiner Gemalin nach Rom zurückkehren zu dürfen.

Kaum aber war alles das geschehen, als der Kardinal Pancirolo starb. Frohlockend rief Olimpia aus:

„Er ist todt! Aber ich lebe noch.“

Der Papst war erschüttert, und seufzte bedenklich:

„Es ist des Himmels Wille!“

Sein Leibarzt, ein Freund der Donna Olimpia, fand jetzt noch mehr Gnade vor ihren Augen, eine ihrer Schatullen wurde geöffnet, und er wußte den Papst zu bereden, sein kostbares Leben seinen Schafen länger zu erhalten, sich aller Anstrengungen des Geistes zu enthalten. Das that er. Seine Krone, er

selbst, war wieder in Olimpiens Händen. Sie allein war um ihn, sie war ihm Alles, und ganz Rom ihr Nichts. Ihre Habsucht wurde nun noch unverschämter, und sie hielt es nicht mehr unter ihrer Würde, selbst die kleinsten Bedientenstellen zu verkaufen.

Damals hielten Pasquino und Marforio eine Unterredung:

Pasquino. Nun Bruder! was tappst Du denn so wunderbar, wie ein Trunkener, umher, da Du doch noch so nüchtern bist?

Marforio. Ich suche die Hausthür der theuern Donna Olimpia, und kann sie nicht finden.

Pasquino. Aha! Du kömmst sicher mit leeren Händen. Die Hausthür der Donna Olimpia hat die sonderbare Eigenschaft, daß sie nur denen sichtbar wird, die der Theuern etwas bringen.

Der Papst wurde aber freilich nach und nach schwächer, und Olimpia sah das Ende ihrer Regierung mit schwerem Herzen nahen. Sie blieb jetzt ganz um den Schwachen, ging nicht von seinem Bette, und nahm alle Besuche ihrer Bekannten und Verwandtinnen im Vatikan an.

Damals sagte Pasquin zu Marforio:

Zum Kuppler hast Du Lust? Geh in den Vatikan;
Dort triffst Du, was Du suchst, beliebte Wei-
ber, an.

Oeffentlich wurde auf Inscriptionen Olimpia die Päpstin genannt. Ganz Rom war mit Spott und Wuth gegen sie bewaffnet, sie aber lachte der Wuth, und verachtete den Spott.

Endlich starb Innocenz *) zum allgemeinen Jubel des Volks, und Olimpia kehrte in strenger Verborgenheit in ihren Pallast zurück. Unbekümmert um alles, was sie treffen könnte, von ihrer großen Klugheit, von aller Vorsicht verlassen, blieb sie in Rom, nur mit dem neuen Konklave beschäftiget. Es gelang ihr, die neue Papstwahl drei Monate lang zu verzögern, welche Zeit sie ganz unbenutzt, so sorglos, als habe sie gar nichts zu fürchten, verstreichen ließ.

Der Kardinal Chigi wurde gewählt und als Alexander der Siebente zum Papst ausgerufen. Die Zufriedenheit über diese Wahl war allgemein. Selbst Olimpia befahrte sich nichts von ihm, als von einem alten Bekannten, dem sie nie geschadet, und der von Innocenz den Purpur erhalten hatte. Als sie sich

*) Den 7ten Jänner 1655.

aber, ihm ihre Devotion und Freude zu bezeigen, bei ihm melden ließ, erhielt sie die Antwort: „Sie habe leider! den Papst so oft gesehen, daß sie für die Zukunft dieses Glück wohl entbehren könnte.“

Nun schien sie zu sich zu kommen, der Nebel schwand, und die Aussicht wurde frei. Sie machte Anstalten, so gut es in der Eil gehen wollte, zu fliehen, erhielt aber den Befehl, nach Viterbo zu gehen und dort die förmliche Eröffnung ihres Prozesses zu erwarten.

Acht Punkte waren es, gegen die sie sich rechtfertigen sollte, was sie nicht konnte. Doch verlor sie den Muth nicht, es thun zu können, nnd bereitete sich zu ihrer Vertheidigung, als die schreckliche Pest, welche damals über ganz Italien ihre schwarzen Flügel schwang, alle Gerichtshöfe schloß. Aber eben diese Pest endete auch das Leben und den Prozeß der Donna Olimpia. Der Papst erhielt eine Million Dukaten aus ihrer Verlassenschaft, und ihre Familie blieb von aller Verantwortung befreit.

Bianka Capello.

Viele angesehene Florentiner hatten im sechszehnten Jahrhundert zu Venedig Handlungshäuser, und trieben theils durch Commissionairs, theils unter eigener Firma, bedeutende Geschäfte. Unter diesen Häusern war auch das edle Haus Salviati, in dessen Handlung ein gewisser Pietro Bonaventuri als Diener angestellt war. Er war ein Florentiner, der Sohn armer Aeltern, ein junger, angenehmer Mann, interessant, wohlgebildet, galant, verliebt, und aufgelegt, ein Abentheuer zärtlicher Gattung mit Vergnügen zu bestehen. Es gelang ihm, seines Wunsches hie und da theilhaftig zu werden, aber das schönste aller seiner Abentheuer erwartete ihn noch.

Dem Hause der Salviati gegenüber lag das Haus des Patriziers Bartholomeo Capello, aus einer edlen Familie, die der Republik schon viele und große Dienste geleistet hatte, und ihr Ansehen mit ihren Verdiensten theilte.

In diesem Hause wohnte, bei ihrem Vater, still und eingezogen, die schöne Bianka, welche Bonaventuri kaum einst erblickt hatte, als er, von ihren Reizen entzückt, ihr sogleich sein Herz und seine Liebe weihte. Außer sich, rief er aus:

„Mein muß ich ihn nennen, diesen Engel, und sollt ich darüber zu Grunde gehen!“

Mit möglichster Feinheit und Artigkeit suchte er sich bemerkbar zu machen, und wurde wirklich bemerkt. Was glich seinem Entzükken, so oft Bianka sich ihm am Fenster zeigte, und seine stummen Huldigungen mit freundlichem Lächeln annahm? Er war außer sich, und sann auf tausend Mittel, ihr seine Liebe mündlich zu gestehen, aber es wollte ihm durchaus lange nicht gelingen, seines Wunsches theilhaftig zu werden.

Endlich that der Zufall für ihn, was er nicht für sich selbst thun konnte; er sah die Geliebte in der Kirche, wohin sie, eine Messe zu hören, nur von ihrer Zofe begleitet, gekommen war, erwartete sie mit klopfendem Herzen an der Kirchthür, reichte ihr das Weihwasser, und erklärte ihr seine Liebe. Sie hörte ihn an, fragte nach seinem Namen, und

er nannte sich einen Salviati. Sie reichte ihm seufzend die Hand, ihre Erklärung lag in ihren Augen; sein Glück war gemacht.

Die Zofe war bald gewonnen, es wurden Nachschlüssel gemacht; Bonaventuri genoß das Glück, die Geliebte zu sehen, so oft es sich schicken wollte *). Wenn der besorgte Vater die Tochter wohlverwahrt im Arme des Schlummers glaubte, gab Liebe ihr ein weit angenehmeres Lager, und während die Verwandten darauf bedacht waren, der schönen Bianka einen angesehenen Mann zu suchen, hatte sie schon gefunden, was ihr gar lieb und angenehm war. So trieben die Lieben es lange, gar heimlich und still, bis endlich nichts mehr heimlich zu treiben war, und die Folgen der nächtlichen Entzückungen nur allzu sichtbar wurden.

Was hatten sie von dieser Entdeckung nicht zu fürchten? — Bianka sah sich im Kloster, ihren Geliebten der Rache ihrer Familie ausgesetzt, und ließ sich bereden, mit ihm nach Florenz zu entfliehen.

---

*) 1563.

Auf der Flucht entdeckte Bonaventuri ihr erst seinen wahren Namen und Stand. Aber, was verzeiht die Liebe der Liebe nicht? Und was konnte Bianka jetzt weniger thun, als verzeihen? Auf einem Dorfe, unweit Bologna, vereinigte ein vertrauter Priester die Hände der Liebenden am Altare, und diese setzten ihre Reise nach Florenz nur langsam fort. Kaum hatten sie die Stadt erreicht, als Bianka von einer Tochter entbunden wurde, die sie, in Bezug auf ihr Umherirren, Pelegrina nannte.

In Venedig kam die Familie der Entflohenen in Bewegung, und rachedürstend wurden 2000 Dukaten Belohnung demjenigen ausgesetzt, der die Entflohenen lebendig oder todt liefern würde. Bonaventuri's Onkel, den man der Mitwissenschaft um die Flucht beschuldigte, wurde in ein Gefängniß geworfen, in welchem er verschmachtete, und eben dieses Schicksal hatte die Zofe, welche die Unterhändlerin gespielt, und nicht die Klugheit gehabt hatte, mit zu entfliehen. Der Patriarch Grimani, der Onkel der Entflohenen, that sie in den Bann.

Bianka selbst sah sich in ihren Erwartungen und Hoffnungen sehr getäuscht. Statt die Gemalin eines reichen Salviati zu seyn, war sie die Frau eines Handlungsdieners, des Sohnes armer, geringer Aeltern. Ihrem Vaterlande entrissen, ohne Hoffnung es wieder zu sehen, ihre Ehre dahingegeben, in der Nothwendigkeit ihrem Stande zu entsagen, fand nun auch noch Bianka in dem Liebhaber den Mann, und war untröstlich über den Schritt, welchen sie gethan hatte. Sie hörte, was in Venedig geschehen war, und wagte es nicht, aus dem Hause ihres Schwiegervaters zu gehen, da sie erfuhr, daß nach Florenz Banditen gesendet worden waren, sie aufzusuchen. Wie aber konnte die höchste Vorsicht ohne einen mächtigen Schutz sie sicher stellen? Und wo konnte sie diesen finden, als bey dem Regenten des Landes, in welchem sie sich befand, Franz, dem Sohne des Großherzogs Cosmo von Toskana. Es war bekannt, daß er schöne Frauen gern sah, daß er freigebig war, daß er Verfolgte in seinen Schutz genommen hatte; Bianka konnte sich in ihrer Lage, da sie sich hintergangen, enterbt, verfolgt sah, da Banditen sie umgaben, da ein

Preis auf ihren Kopf gesetzt war, an keinen besseren Beschützer wenden, als an den Mann, der allen Verlegenheiten sie entreissen konnte.

Er hatte einen Kammerherrn, Mandragone, der sich gar gut darauf verstand, seinem Herrn angenehme Winke zu geben; durch diesen wußte die kluge Frau, durch die dritte Hand, es zu veranstalten, daß der Großherzog bei einem Spazierritt sie am Fenster sehen mußte. Ihre ausnehmende Schönheit setzte sein Herz in Flammen, er war entzückt, und wünschte sie näher kennen zu lernen.

Mandragone veranlaßte seine Gemalin, der Verfolgten ihre Freundschaft anzubieten, und ihren Besuch sich zu erbitten. Die Schwiegermutter der willigen Bianka brachte die Damen näher zusammen, und vertraute der Donna Mandragona die Geheimnisse ihrer Schwiegertochter, unter unzähligen Seufzern, an. Sie schilderte die Verlegenheit derselben, erzählte, wie verborgen sie aus Furcht vor ihren Landsleuten lebe, und wie sie wünsche, eines mächtigen Schutzes sich versichert zu sehen. Mandragona gab Hoffnung, und Bianka küßte sie dankbar als ihre Retterin; sie versprach

ihr den Schutz des Prinzen, und hatte sich eben, um etwas zu besorgen, ein wenig entfernt, als dieser in's Zimmer trat. Bianka warf erschrocken und zitternd sich vor ihm nieder, und rief, Thränen in den Augen, aus:

„O mein Prinz! Ich habe Aeltern und Vaterland verloren, nur meine Ehre nicht. Diese lege ich in Eure Hände, und vertraue Euch meinen einzigen Schatz an; Ihr seyd ein Fürst, und Eure Pflicht ist es, sie zu beschützen.“

„Fürchtet nichts, schöne Frau! — sagte der Prinz, gütig lächelnd. — Ich bin nicht gekommen, Euch zu kränken, verlegen zu machen, oder in irgend einer andern Absicht, als Euch die Versicherung zu geben, daß ich Euch schützen werde. — Vielleicht ist es Euch nicht ganz unangenehm, dieß von mir selbst zu hören.“

Bianka schlug sittsam die Augen nieder, und stammelte:

„Diese Gnade“ —

Der Prinz ergriff ihre Hand, drückte sie sanft, und entfernte sich.

Mandragona entschuldigte sich. Es bedurfte dessen nicht. Die Damen wurden

Freundinnen. Der Prinz kam öfterer zu beiden. Bald nahm er sich der Sache der schönen Bianka lebhaft an, und befahl seinem Residenten zu Venedig, dieses dem Senate zu verstehen zu geben. Die sogenannten Zehner der Republik aber achteten darauf gar nicht, sie schlugen die Zurückgabe der von ihrer Mutter ererbten 6000 Dukaten nicht nur ab, sondern sie bestätigten noch dazu das über sie ausgesprochene Verbannungsurtheil. Ja, sie wunderten sich sogar über die sonderbaren, ihnen deshalb gethanen Anmuthungen; was der Resident pflichtmäßig berichtete. Darauf ließ der Prinz *) dem Senate wissen: es sey genug, ihm zu sagen, Bianka stehe unter seinem Schutze. — Die Banditen aber, welche der schönen Frau (von ihrer Familie besoldet) bisher nachgeschlichen waren, entfernten sich nach und nach, weil sie in Florenz gar zu viel vom Henken sprechen hörten.

Der Prinz hatte schon lange vorher der schönen, verfolgten, von ihm beschützten Bianka, ihr Beweise seines Wohlwollens zu geben, ein Palais in Via maggiore zu Florenz

*) 1565.

gekauft, hatte dasselbe geschmackvoll auszieren lassen, und sie mit Geschenken überhäuft. In ihrer Gesellschaft verlebte er den größten Theil seiner Zeit, nur für sie schien er zu athmen, sie allein belebte seines Lebens süßen Traum.

Doch geheim mußten die Besuche gehalten werden, denn des Prinzen Vater stand eben damals mit Oesterreich in Unterhandlung, ihn mit Donna Johanna, der Schwester des Kaisers Maximilian, zu vermählen. Bald aber nach dieser Vermählung that man sich keinen Zwang mehr an. Bianka trat öffentlich bei Hofe auf *), und wurde bald der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Entzückt von ihrer Schönheit, von ihrem Witze, bezaubert von ihrer Unterhaltung, riefen die Höflinge, außer sich, aus: „O! wie glücklich ist der Hof, an welchem ein solcher Edelstein glänzt!"

Der Prinz selbst war so von ihr gefesselt und bestrickt, daß er nur von ihr sprach, nur an sie dachte, für sie allein, nur in ihr lebte. Ja, im Taumel des Entzückens schwur er ihr einst vor einem Marienbilde zu:

*) 1566.

„Zur Großherzogin erheb' ich Dich, meine Gemalin sollst Du werden, wenn wir Beide frei sind."

Sie wurde es bald, durch ihres Mannes eigene Schuld.

Bonaventuri, jetzt Kammerherr des Prinzen geworden, im Besitz seiner Gnade, seines Zutrauens, wurde von ihm zu allen Berathschlagungen gezogen, und ein großer Theil der Regierungsgeschäfte wurde ihm überlassen. Dieß machte diesen Menschen übermüthig, der auf einmal sich auf einer Höhe sah, nach welcher er, als Kaufmannsdiener, kaum zu blikken wagte. Er vergaß, was er gewesen war, erinnerte sich nicht mehr, in welcher Dürftigkeit, in welcher Lage er sich befunden hatte, sein Uebermuth wurde gränzenlos, seine Unverschämtheit kannte keine Schranken. Die unmenschlichsten Bedrückungen wurden von ihm ausgeübt, er beging die offenbarsten Ungerechtigkeiten, und behandelte die edelsten Florentiner mit einem Stolze, der allgemein empörte. Sie vereinigten sich gegen ihn, und er mußte fallen, ein Opfer seiner Unverschämtheit und seines Uebermuthes.

Er lebte im vertrautesten Umgange mit einer gewissen Cassandra Bongiani, aus der Familie Ricci, und war dabei so unvorsichtig, ihrer Gunstbezeigungen sich öffentlich zu rühmen. Dieß brachte die Familie über ihn auf, die sich laut darüber beklagte. Franz, der angegangen worden war, dem Uebermuthe dieses Günstlings Schranken zu setzen, warnte ihn, und sagte:

„Bonaventuri, seyd vorsichtig und mäßiget Euch. Die Ricci sind aufgebracht, der Adel hasset Euch. Ihr werdet ermordet, und ich kann's nicht verhindern. Seht Euch vor, und handelt mit mehr Besonnenheit."

Er entschuldigte sich, klagte über Neid, Eifersucht, unverdiente Verfolgung, sprach viel von Rechtschaffenheit, und wenig von seiner Schuld. Franz entließ ihn mit den Worten:

„Ich warne Euch als Freund. Thut, was Euch gut dünkt. Geht's unglücklich, so schreibt es Euch selbst zu."

Aber Bonaventuri wußte sich durchaus nicht zu mäßigen. Die Klagen wurden lauter über ihn, der Prinz wurde bestürmt, wußte ihn nicht mehr zu retten, und wollte

ihn nach Frankreich schicken, ihn den Augen seiner Gegner zu entziehen. Bianka aber, — ob nun ihre Liebe zu ihm wieder erwachte, oder ob sie ihn seinem Schicksale preisgeben wollte, wer will dieß entscheiden? — bat, ihn nicht zu entfernen. Er selbst bat sie um ihre Verwendung, und sie wußte es dahin zu bringen, daß er in Florenz blieb. Sie sprach mit ihm von der Gefahr, die ihm drohte, bat ihn mit Thränen, dem Umgange mit der Cassandra zu entsagen, und seiner Eigenwilligkeit Schranken zu setzen. Er aber gerieth in die heftigste Wuth, und tobte:

„Ich werde der Cassandra nicht entsagen, Dir und allen zum Trotz, die darauf dringen. Ich lache der Drohungen der Familie Ricci, und wenn Du noch ein Wort darüber zu verlieren wagst, werde ich Dir die Kehle abschneiden, und das goldene Horn von meiner Stirn reißen, das Du mir aufgepflanzt hast.“

Mit diesen Worten verließ er sie, und Franz, der im Nebenzimmer Zeuge dieser Szene gewesen war, trat zu der betäubten Bianka, ergriff ihre Hand und sagte:

„Beruhige Dich! Er will nicht gerettet seyn. Wir müssen ihn seinem Schicksale überlassen."

Bonaventuri, der in der höchsten Wuth davongegangen war, traf auf der Straße auf Ricci, stürzte auf ihn zu, setzte ihm das Pistol auf die Brust, und schwur ihm den Tod, wenn er noch ein Wort über seinen Umgang mit Cassandra verlieren würde.

Ricci ging mit zwei Edelleuten, die bei ihm waren, als dieß geschah, zum Prinzen, und verlangte Genugthuung. Franz war verlegen, Ricci wurde dringender und wiederholte seine Bitte. Der Prinz wußte nichts mehr zu sagen; Ricci verlangte eine Antwort. Franz ging, und sagte verlegen:

„Thut, was Euch gut dünkt. Ich mag nichts davon wissen."

Noch diesen Abend reiste er auf sein Lustschloß Pratolino, und Bonaventuri wurde, als er gegen Mitternacht von Cassandra kam, indem maskirte Bedienten diese im Bette ermordeten, nach einer muthigen Gegenwehr von Banditen niedergestoßen.

Erst zwei Tage nach dieser Begebenheit kam Franz von Pratolino zurück. Bianka

bat um Rache; Ricci war nach Frankreich entflohen.

Kurz darauf trat Bianka öffentlich als erklärte Geliebte des Prinzen auf, worüber eine allgemeine Unzufriedenheit entstand, und laut wurde. Epigramme, Satiren und Spottschriften jeder Art überschwemmten Florenz, die aber, wie gewöhnlich, ohne Wirkung blieben. Franz überließ sich ganz der Leitung seiner Geliebten, und diese benutzte die erlangte Gewalt, sich jeden, den sie brauchen zu können, oder bedeutend genug glaubte, verbindlich zu machen. Dieß gelang ihr so wohl, daß sie sich bald von einer Partei umgeben sah, wie sie eine sich wünschen konnte. Aber eben deswegen trat dieser auch eine andere Partei entgegen, die jedoch nichts als spotten und murren konnte.

Bianka war klug genug, die Geschwister des Prinzen, die Prinzessin Isabella, und seinen Bruder, den Kardinal Ferdinand, sich gewogen und verbindlich zu machen. So oft der letztere in Geldverlegenheiten kam, wußte Bianka sogleich Rath zu schaffen, und als er eben einmal nach Rom reisen mußte, seinen Bruder vergebens um Geld gebeten hatte

und ihr dieß klagte, sagte Bianka lächelnd zu ihm:

„Reiset nur getrost nach Rom, dort werdet Ihr finden, was Ihr wünschet.“

Er kam nach Rom, und fand 30,000 Skudi. — Als er sich bedankte, fand sein Brief sie krank. Sie antwortete:

„Des Dankes bedarf es nicht, aber Eu„res Gebetes, das Gott höret, für mich, denn ich bin sehr krank.“

Franz lebte nicht vergnügt mit seiner Gemalin, und floh ihre Gegenwart. Der leicht bewegliche Hof folgte dem Beispiele des Fürsten, und verehrte die geliebte Bianka mit einer Aufmerksamkeit, die dem Prinzen um so mehr gefiel, je mehr er selbst mit seinem Beispiele allen vorging. Er gab ihr zu Ehren die glänzendsten Feste, und sie war die Königin eines jeden frohen Tages; sie war der Angelstern, um welchen der ganze Hof sich bewegte.

Jetzt starb Cosmo *) auf seiner Villa, wohin er sich zurückgezogen hatte, als er seinem Sohne die Regierung übergab, und Franz

*) 1574.

trat die Regierung als Großherzog an, und nun kam der Zeitpunkt, in welchem Bianka einen Betrug spielte, der der Größe ihrer Rolle, so wie dem Wunsche ihres Geliebten, ganz angemessen war. Sie erfreute ihn mit der Nachricht, sie werde Mutter werden. Er war außer sich. In der Ehe hatte er nur Töchter bisher gezeugt, und Bianka gab ihm einen Sohn, der aber untergeschoben war. Auf eine grausame Art ließ sie alle Personen, die um das Geheimniß wußten, bei Seite schaffen, aber die Mutter des Kindes entkam den Dolchen der Meuchelmörder durch einen Zufall, und entdeckte auf ihrem Todbette den Betrug.

Da es so weit gekommen war, entdeckte sie dem Großherzoge selbst, was anonyme Briefe bereits gethan hatten, denen er aber nicht glaubte, und was länger jetzt unmöglich ein Geheimniß bleiben konnte. Sie kannte ihn zu gut, um dieß wagen zu können; Er schrieb ihrer Liebe zu ihm zu, was er jedem andern Beweggrunde hätte zuschreiben können, vergab ihr alles, und nannte Don Antonio, wie zuvor, auch nach dieser Entdeckung seinen Sohn.

Bianka wurde nun auch mit ihrer Familie ausgesöhnt, die freilich mehr von ihr erwarten konnte, als sie jetzt noch von ihr zu fürchten hatte. Ihr Vater kam, sie zu besuchen, nach Florenz *), und wurde von dem Großherzog mit Geschenken überhäuft. Bianka kaufte ihm zu Venedig ein Haus für 17000 Skudi, und verschaffte ihm ein jährliches Einkommen von 4000 Skudi.

Der Wunsch des Großherzogs, einen männlichen Erben zu haben, wurde endlich erfüllt. Seine Gemalin gebar ihm einen Sohn **), der den Namen Philipp erhielt. Laute Freude verkündigte den allgemeinen Antheil an dieser Geburt, und Bianka, um verschiedenen Demüthigungen auszuweichen, denen sie sich gewiß ausgesetzt hätte, wäre sie bei dieser Stimmung des Volks in Florenz geblieben, ging nach Bologna, wo sie so lange im Stillen lebte, bis der Großherzog sie bat ***), wieder zu ihm zurück zu kommen, denn es war ihm unmöglich, länger ohne sie zu leben.

---

*) 1576.

) 1577. *) 1578.

Doch besuchte sie der Großherzog nur auf ihrer Villa, und seine Gemalin wurde nicht öffentlich gekränkt; aber diese Täuschung konnte nicht lange dauern. Johanna entdeckte selbst, was kein Mensch ihr zu sagen wagte, als sie auf einer Spazierfahrt ihn, mit Bianka in einem Wagen sitzend, auf dem Wege nach der Villa antraf, in der er sich so glücklich wähnte. Aufgebracht wendete die Fürstin sich gegen ihre Nebenbuhlerin, und rief im höchsten Ausbruch des Unmuthes aus:

„So handelt Ihr gegen mich? — Gott wird alles ahnden!“

Johanna kam äußerst traurig zurück, und fiel noch diesen Tag in eine Krankheit, die ihr Leben endigte.

Dieser Todesfall erregte bei Bianka die lebhafteste Freude, und als ihr derselbe von einem ihrer Vertrauten gemeldet wurde, sagte sie:

„Gebt mir die Hand! Nun kann ich Euch glücklich machen. Der Großherzog hat mir die Ehe versprochen: meine Absichten sind erreicht.“

Der Großherzog wagte es aber nicht sogleich, dieses Versprechen zu erfüllen. Seine

Brüder, seine Freunde und Minister riethen zu einer zweiten Ehe mit einer Prinzessin, der Kardinal machte es ihm zur Gewissenssache, Bianka von sich zu thun und der Ehre des Hauses Medicis eingedenk zu seyn, und von weitem ließ ihn der Papst selbst an diese Pflicht erinnern. Besonders legte sein Hoftheolog Confetti ihm die Trennung von Bianka als eine Gewissenssache sehr nahe. Vielleicht hätten sie auch ihren Endzweck erreicht, wären sie behutsamer und nicht so stürmisch in dieser Angelegenheit zu Werke gegangen.

Einst ließ der Großherzog seinen Hoftheologen Confetti nach der Messe zu sich rufen, und redete ihn an:

„Ich will einen meiner Wünsche, der Gott und Menschen nicht mehr beleidigen kann, erfüllen, vorher aber Euer freimüthiges Gutachten darüber anhören. Die Sache ist kurz diese: Ich will die Signora Bianka heirathen. — Was sagt Ihr dazu?"

„Die Sache ist zu wichtig, — antwortete Confetti, — als daß ich sogleich eine entscheidende Antwort geben könnte. Vorher muß ich erst wissen: Habt Ihr der Signora

Bianka die Ehe versprochen, als ihr Mann noch lebte? Geschah dieses Versprechen vor Bonaventuri's Ermordung? Habt Ihr in diesen Mord gewilliget, oder ihn begünstiget? Habt Ihr mit der Signora vertrauten Umgang gehabt und Kinder mit ihr gezeugt?"

Ohne Verlegenheit antwortete der Großherzog aufrichtig:

„Beide, meine Gemalin und ihr Mann, lebten noch, als ich der Signora Bianka die Ehe versprach, wenn wir Beide frei seyn würden. Bald darauf wurde Bonaventuri ermordet. Dieses habe ich weder veranlaßt, noch angerathen, nur wußte ich darum, und ließ es geschehen. Vertraut habe ich mit Bianka gelebt, so lange meine Gemalin und ihr Mann lebten, aber keine Kinder mit ihr gezeugt. Antonio ist ein untergeschobenes Kind, wie sie mir selbst entdeckt hat."

„Die Heirath kann nicht vollzogen werden; — fuhr Confetti fort. — Ihr habt Bianka das Versprechen gethan und vertraut mit ihr gelebt, als Eure Gemalin und ihr Mann noch lebten. Ihr habt dessen Ermordung zwar nicht begünstiget, aber doch in dieselbe gewilliget, da Eure Pflicht gewesen wäre,

dieselbe zu verhindern. Eure Vermählung mit Bianka kann also nicht Statt finden, denn sie wäre eine Todsünde."

Der Großherzog wurde verlegen, und ließ wirklich Bianka wissen, er könne, um keine Todsünde zu begehen, sie nicht heirathen. Diese Nachricht brachte sie außer sich, und warf sie aufs Krankenlager. Sie flehte um den Tod, und war nicht zu bewegen, etwas zu genießen.

Sich zu zerstreuen, reiste der Großherzog durch seine Staaten, hielt sich einige Zeit zu Pistoja auf, und besuchte die Insel Elva. Bianka verfolgte ihn mit Briefen, jammerte und klagte, und kaum hörte sie, er sey zu Florenz wieder angekommen, so eilte sie selbst dahin, und warf sich ganz unvermuthet in seine Arme. Schluchzend hing sie an seinem Halse, und rief aus:

„Nein, Franz kann seine Bianka nicht verlassen, die ihn mehr liebt, als je ein Weib ihn lieben könnte, die mit ihm leben und sterben wird!" — und sank halb ohnmächtig vor ihm nieder.

Das war mehr, als er ertragen konnte! — Was seine Minister und Theologen gesagt hat-

ten, waren leere Worte, und hier lag die volle Wirklichkeit weinend zu seinen Füßen. Für ihn gab es keine Wahl mehr. Er hob die Geliebte auf, küßte sie, und stammelte an ihrem Busen entzückt ihr zu:

„Wir trennen uns nie wieder, Bianka!"

Sie hatte einen Mönch gewonnen, der ganz anders mit dem Großherzog als sein gewissenhafter Hoftheolog sprach, der mit leiser, sanfter Hand jede Last bei Seite schob, jede Bedenklichkeit freundlich hob, und endlich sogar nach den Gesetzen der Moral und aus der Bibel bewies: Er sey schuldig, sein gegebenes Fürstenwort zu halten und seiner Geliebten die Hand zu reichen.

Der Mann wurde Abt, und Bianka bekam eine Wohnung im Schlosse des Großherzogs.

Um diese Zeit wurde Franz krank. Ihre Sorgfalt bei seiner Wartung läßt sich nicht beschreiben. Sie kam nicht von ihm, alles ging durch ihre Hände, und keinen Tropfen Arznei erhielt er, als von ihr. Er gab sich selbst das Wort, sein Versprechen nun ohne Aufschub zu erfüllen.

An einem Morgen *) trat Bianka in sein Zimmer, und fragte ihn: Ob er nichts zu essen verlange?

„Nein! — antwortete er; — Ich kann nichts essen.“

„Nehmt doch wenigstens, — fuhr Bianka fort, — dieses Ei von mir zum Geschenk an. Wollt Ihr es aber essen, so wird es Euch gewiß wohl bekommen.“

Er aß es, und sagte:

„Ich befinde mich besser, und ich danke Dir, gute Bianka! — Ich bin schon lange in Deiner Schuld. Nimm ein Gegengeschenk von mir an. Hier ist meine Hand. Du bist meine Gemalin.“

Der Mönch, den seine weisen Reden zum Abte machten, traute sie in der Stille noch diesen Abend.

Bald darauf kam der Kardinal Ferdinand aus Rom zu Florenz an, seinen kranken Bruder zu besuchen, der ihm das Geheimniß seiner Vermählung entdeckte. So sehr diese Entdeckung dem Kardinal auch auffiel, so äußerte

*) Es war der 5te Junius des Jahres 1579.

er dennoch über dieselbe keine Verwunderung, und ging, wie es schien, ganz gleichgültig über den Vorgang, nach Rom zurück, indem er zu einem Freunde sagte: wenn auch Bianka seines Bruders Gemalin sey, so sey sie doch deshalb noch nicht Großherzogin. Aber der gute Kardinal dachte nicht, daß es dahin kommen müsse, wenn Bianka ganz beruhiget seyn sollte.

Durch seinen Botschafter in Venedig ließ Franz es betreiben, daß Bianka zur Tochter der Republik erklärt wurde *). Mit großem Gepränge sendete Venedig Gesandte nach Florenz, durch welche Bianka mit der Dogen-Krone öffentlich gekrönt wurde, und Franz ernannte sie eben so feierlich zur Großherzogin, indem er seine Vermählung mit ihr ausrufen **) und bekannt machen ließ. Ihr Onkel, der Patriarch von Aquileja, der ehemals ganz christlich einen Preis auf ihren Kopf gesetzt hatte, segnete jetzt sie und den Großherzog ein.

Der Kardinal kam nicht zu dieser Feierlichkeit. Seine Aeußerungen waren nicht zwei-

*) Den 17ten Junius 1579.
**) Den 15ten Oktober 1579.

deutig; der Großherzog fand sich beleidiget, und brach mit seinem Bruder.

Bianka bot nun alles auf, die Brüder zu versöhnen, und es gelang ihr. Der Kardinal kam im Herbst des folgenden Jahrs nach Florenz, blieb lange bei seinem Bruder, und fand eine äußerst zuvorkommende und gefällige Schwägerin, der es aber, so leicht ihr sonst gewöhnlich alles wurde, doch nicht gelingen wollte, die Florentiner sich gewogener zu machen; ja, durch alle ihre Schritte, die sie that, die Gunst derselben zu erhalten, wurde sie denselben nur verdächtiger, und je mehr sie sich bemühte, gefällig zu erscheinen, je mehr erbitterte sie das Volk gegen sich, das in ihr nur eine Schauspielerin, in ihren Handlungen nur Theater-Coups sehen wollte. Eben so sehr wurde ihr Bruder Viktor gehaßt, der in Florenz geblieben war, und durch dessen Hände jetzt alle Geschäfte gingen. Die Ungerechtigkeiten, welche er beging, empörten die Gemüther so heftig gegen ihn, und der Unwille über seine Handlungen wurde endlich so laut, daß Bianka genöthigt wurde, ihn von Florenz zu entfernen*).

*) 1581.

wo der Tod ihm öffentlich zugeschworen worden ar.

Als der einzige Prinz des Großherzogs, Philipp, bald darauf starb *), fing Bianka abermals an, sich in eine schon einmal verunglückte Rolle zu werfen, und eine Schwangerschaft vorzugeben. Aber die Wachsamkeit des Kardinals und seiner Freunde verhinderte die Entwickelung des Possenspiels. Der Großherzog sah sich in seinen Hoffnungen, und Bianka in ihren Erwartungen getäuscht. Dieß brachte den Großherzog zu dem Entschlusse, aller Vorstellungen seiner Minister ungeachtet, den untergeschobenen Don Antonio für seinen rechtmäßigen Sohn zu erklären. Er belehnte ihn mit vielen Gütern, gab ihm den Titel eines Prinzen von Capestrano und eine eigene Garde. Viele verehrten ihn als die zweite Person im Staate.

Dieß brachte den Kardinal so sehr auf, daß er seinen Unwillen laut äußerte. Bianka erschöpfte sich, ihm Beweise ihres Wohlwollens zu geben, einen öffentlichen Bruch zwischen den Brüdern zu verhindern, welcher ihr Leben selbst in die äußerste Gefahr zu stürzen drohte, da

*) 1582.

Adel und Volk in gleichem Grade gegen sie erbittert und aufgebracht war. Ja, es gelang ihr sogar, die Brüder wieder zu versöhnen. Dieses war ein so großes Meisterstück, daß Papst Sixtus der Fünfte, ein Freund aller Listen, der stets aufmerksam die kluge Venetianerin und ihre Schritte beobachtet hatte, selbst ihren Talenten seinen heiligen Beifall gab. Er war begierig, sie persönlich kennen zu lernen, und da er eben eine Reise nach Padua machen wollte, angeblich dem heil. Antonius für seinen Beistand bei Ausrottung der Räuberbanden, welche den Kirchenstaat verheert hatten, zu danken, so nahm er sich vor, über Florenz zu gehen. Diese Nachricht brachte der Kardinal mit, welcher eben dahin kam *), und mit seinem Bruder, dem Großherzog, ganz ausgesöhnt wurde.

Bianka traf sogleich Anstalten, und machte die größten Zubereitungen, das Haupt der Kirche, einen der staatsklugesten Männer seiner Zeit, würdig zu empfangen. Dergleichen Feste sollte Florenz noch nie gesehen haben, und es ist nicht zu zweifeln, sie würden so glänzend gewesen seyn, als damals nur etwas glänzend

*) Zu Anfang des Oktobers 1587.

seyn konnte, hätte des Schicksals mächtige Hand keinen so entscheidenden Eingriff in alle diese Entwürfe gethan, der damals kaum geahnet, noch weniger erwartet werden konnte.

Versöhnt, und in dem besten Vernehmen, gingen der Großherzog, der Kardinal und Bianka auf die Villa Poggio a Caiano, die der Jagd wegen zum Herbstaufenthalt gewählt wurde. Hier bot Bianka alles auf, ihre Gäste zu vergnügen, und nichts fehlte, was Unterhaltung und Zerstreuung auf eine angenehme Art gewähren konnte. Alle überließen sich der Freude, als plötzlich der Großherzog erkrankte. Von einem dreitägigen Fieber überfallen, schien seinem Leben keine Gefahr zu drohen, aber er hielt sich nicht nach den Vorschriften der Aerzte, that was ihm gelüstete, aß und trank was ihm beliebte, und wollte sogar keine andern, als mit Eis zubereitete Arzneien zu sich nehmen. Dieß machte seine Krankheit gefährlicher, zog ihm ein hitziges Fieber zu, und brachte ihm den Tod.

Wie er fühlte, daß das Ende seines Lebens sich nahte, ernannte er seinen Bruder, den Kardinal, zu seinem Nachfolger, übergab ihm die Risse der Festungen, empfahl ihm seine

Gemalin, den Don Antonio, seine Minister, und starb *), siebenvierzig Jahr alt.

Zwei Tage nach ihrem Gemal, fiel Bianka in eine ähnliche Krankheit, und unterlag, wie er, derselben. Sie dankte sterbend dem Kardinal für seine Freundschaft, und empfahl ihm den Don Antonio und ihre Familie.

Der Kardinal veranstaltete seinem Bruder ein glänzendes Leichenbegängniß, und auch die entseelte Bianka wurde nach Florenz gebracht, öffentlich ausgestellt, aber in der Lorenzokirche im Stillen, und nicht neben ihrem Gemal in der Mediceischen Familiengruft, beigesetzt.

Als der Kardinal gefragt wurde, ob Bianka mit der Krone öffentlich ausgesetzt werden sollte? antwortete derselbe, nach einigem Bedenken: Sie hat die Krone lange genug getragen. Bald darauf wurde, auf seinen Befehl, ihr Wappen von allen öffentlichen Gebäuden abgenommen, und an die Stelle desselben das Wappen der ersten Gemalin des verstorbenen Großherzogs gesetzt. Don Antonio wurde, in einer eigenen Urkunde, für ein untergescho-

*) Den 27sten Okt. 1587.

benes Kind erklärt. Alle Vermächtnisse Biankens aber wurden anerkannt und ausgezahlt.

Der Papst sagte einst zu dem Kardinal: Wenn die Großherzogin Bianka einst stirbt, wird des Geredes viel werden;" und so kam es auch. Besonders sprachen die Venetianer viel von Vergiftungen, und erzählten davon Mährchen, welche oft genug nacherzählt worden sind. Die aber noch vorhandenen Sectionsberichte der Aerzte beweisen den Ungrund einer Erdichtung, welche den Romanschreibern Stoff genug geliehen hat, ihre Erzählungen so tragisch und rührend wie möglich, mit dem Tode der schönen Bianka zu endigen, der es zwar gelang, in des Lebens höchster Freude eine glänzende Rolle zu spielen, die eine Krone erringen, aber dem allgemeinen Schicksale aller Sterblichen nicht entgehen konnte.

Isabella Andreini.

„Wer ist die Zauberin — ruft Landieri aus; — der alles glückt? die alle Herzen fesselt?

Wühlen ihre Rosenfinger
in der Saiten goldnem Meer,
schlüpfen sie wie Silberwellen
an dem Ufer hin und her;

Tönt der Liebe süßer Zauber,
tönt der Tonkunst Allgewalt,
und belebt die stillen Haine,
und belebt den finstern Wald.

Lauschend schweigen alle Vögel,
nur die Schwester Nachtigall
flötet zu dem Klang der Saiten
sanft und süß im Wiederhall.

Doch die zweite Silberkehle
stimmt in Filomelens Sang.
Welche reine Engels-Töne,
welch' ein sanfter Zauberklang!

Seht, sie hebt die leichten Füße,
die, beschwingt, den Boden fliehn!
Wie, entzückt, mit jedem Schwunge
sie die Augen an sich ziehn!

Leichter schwebt auf Rosenflügeln
Zefir nicht durchs Blumenfeld,
durch die Flur der süßen Rosen,
bis zur Blume, die ihn hält.

Wenn sie spricht; — so sprechen Engel
zu den Menschen; — fühlt das Herz
sich so himmlisch sanft erhoben,
sich befreit von jedem Schmerz.

Liebe lächelt jede Miene,
wenn sie sanft von Liebe spricht.
Tönt aus ihrem Mund: Verräther!
welches Herz erbebte nicht?

Isabella! Isabella!
Holde Schöne! Künstlerin,
wie noch keine auf der Bühne,
wie noch keine uns erschien!

Diese Reize, diese Sprache,
Dein Gesang, Dein Zauberspiel,
sind des Himmels Weihgeschenke,
dem die Tugend stets gefiel.

Irdisch kann kein Kranz Dich kränzen,
Rosen nicht, kein Lorberkranz,
Deine Kränze stehn am Himmel,
in der Tugend Sternenglanz.

Diese schöne, kunstreiche, tugendhafte Zauberin war die Paduanerin Isabella Andreini *), eine Schauspielerin bei der Gesellschaft, die sich Gelosi nannte, von eben so großer Schönheit als großen Talenten, welche sie über die Zunftgenossinnen ihrer Zeit weit erhoben.

Aber nicht allein eine vollendete Schauspielerin und vortreffliche Sängerin, sondern auch eine gute Dichterin und Schriftstellerin war Isabella. Sie besaß ungemein viel Witz, und vereinigte mit ihren Kenntnissen einen sehr angenehmen Umgang. Als Schriftstellerin nahmen sie die Akademiker zu Pavia (Intenti genannt) als Mitglied in ihre Gesellschaft auf, und ihre Erkenntlichkeit dafür zu bezeigen, vergaß Isabella nie, ihren Titeln den Ehrennamen Academica Intenta beizufügen **).

*) Geboren 1562.

**) Sie schrieb sich auf dem Titel ihrer Werke: Isabella Andreini, Comica Gelosa, Academica Intenta, detta l'Accesa.

Man schrieb damals noch keine Theater-Journale, aber die besten Schriftsteller Italiens hinterließen ihre Briefe, welche andere oder sie selbst herausgaben, und in diesen findet man Nachrichten von Isabellen, die alle zu ihrem Lobe gereichen. Ihre Vortrefflichkeit war allgemein anerkannt. Ihre Schönheit, verbunden mit einer bewunderungswürdigen Kunstgeschicklichkeit, riß die Zuschauer so allgewaltig hin, daß Augen und Ohren zugleich gefesselt und entzückt wurden.

Nachdem sie mehrere Jahre lang Italien zum Schauplatze ihrer Geschicklichkeit gemacht hatte, ging sie nach Frankreich, wo sie von dem Königlichen Hofe und allen Personen des ersten Ranges überaus gnädig aufgenommen wurde. Zum Lobe ihrer Gönner schrieb sie mehrere Sonnette, die man in ihren Werken findet.

Sie starb, als sie nach Italien zurückgehen wollte, zu Lion *), an einer zu frühzeitigen Niederkunft, 42 Jahr alt. Ihr Mann, Franz Andreini, ließ sie dort begraben, und setzte

---

*) Den 10ten Juni 1604.

ihr folgende Grabschrift in lateinischer Sprache, die man noch daselbst findet *).

„Isabella Andreini, aus Padua, ein Weib von großer Tugend, die Zierde der Sittsamkeit, und die Ehre ehelicher Keuschheit, von beredten Lippen, von fruchtbarem Geiste, gottesfürchtig, fromm, von den Musen geliebt, der Stolz der Bühne, liegt hier, in Erwartung der Auferstehung. — Ihr betrübter Mann setzte ihr dieses Denkmal."

Der Tod dieser Schauspielerin erregte auf dem ganzen Parnaß eine allgemeine Trauer, und zahlreich sind die ihr zu Ehren geschriebenen Trauergedichte, unter denen sich welche von Tasso, Marino ꝛc. befinden, die ihren Werken vorgedruckt sind.

Diese bestehen aus einem Hirtengedichte Mirtilla, aus kleineren Gedichten und Sonnetten, aus Briefen und sogenannten Fragmenten, wovon man mehrere Aus-

*) *P. Manuel* Lettres. Paris 1791. p. 88.

gaben hat *). Die Fragmente enthalten Gespräche über verschiedene Materien, von denen jedes Gespräch die Ueberschrift Contrasto führt. Ihr Styl ist edel, aber oft etwas gesucht, eine Eigenheit der Schriftsteller Italiens ihres Zeitalters. Am unerschöpflichsten ist sie, wenn sie über Liebe schreibt, und sie handelt die dahin gehörigen Streitsätze mit einer Feinheit ab, die selbst einem Corte d'amore Ehre gemacht haben würde. Sie spricht über die Zeichen einer vollkommenen Liebe, über Ehe, über weibliche Beständigkeit und Eifersucht, über flüchtigen Weibersinn, über Schwüre der Liebenden, über die Würde Liebender, über Liebesfieber, Liebesküsse, Liebesgenuß, Liebesheil, Liebesabgötterei ꝛc. so überzeugend, und gleichsam mit einer Art von Salbung, daß man ihr den Ruhm einer erfahrenen Kasuistin durchaus nicht absprechen kann, und je delikater die Sache ist, welche sie abhandelt, je weniger entweiht sie ihre Feder. Eben so erfahren und treffend schreibt sie auch über die Wissenschaften, über ihre

*) Ich kenne die Ausgabe: Venedig 1638. die vor mir liegt.

Kunst, über Schauspiel, Trauerspiel, Heldengedichte, und über die Schauspieler.

Der Kardinal Aldrovandini sagt von ihr: „Sie spielte einige Instrumente, und sang unvergleichlich; sie war eine gute Schauspielerin und Dichterin zugleich; sie war sehr schön, und ein Muster der Keuschheit; sie war gutmüthig und gottesfürchtig. Außer ihrer Muttersprache, verstand sie die französische und spanische vollkommen, und war in der Weltweisheit nicht unerfahren.“

Ihr Mann, welcher sonst die Liebhaberrollen spielte, gab nach ihrem Tode dieselben auf, und spielte Poltrons *). Er beklagte den Verlust seiner geliebten Gattin unaufhörlich in seinen Gedichten. In seinem Werke Ragionamenti nennt er sich Corinto und trauert als ein Schäfer um seine ihm entrissene Isabella, die er Fillis nennt. Kein Liebhaber kann die Zärtlichkeit höher treiben, kann heftiger über des Schicksals unerbittliche Strenge

*) Den sogenannten Capitano der Italiener; weshalb er sich auch il Capitano Spavento nennen ließ.

klagen, als dieser zärtliche Gatte über den Verlust seiner Frau.

Fillis! Fillis! Dich zu missen,
welche Qual, ach! welche Pein!
Ewig bist Du mir entrissen,
und ich kann nie glücklich seyn!
Um die Urne, die die Asche
meiner Herzgeliebten birgt,
schlang ich unsre Hochzeitkränze,
schwur ich feierlich und laut:
Keine andre werd' ich lieben,
keiner reich' ich mehr die Hand,
einsam und alleine leben
will ich, allen unbekannt,
bis mein Geist nach jenen Höhen
sich mit raschem Fittig schwingt,
wo mein Engel, fröhlich lächelnd,
lieblich mir: Willkommen! singt.

So singt und klagt Corinto, und erneuert jeden Tag dieselben Klagen, in denen er nur Trost allein noch findet.

„Der Himmel giebt die Guten der Erde, — sagt Isabella in ihren Schriften; — wie die verschleierte Sonne derselben zuweilen nur Blicke giebt, und entzieht ihr dieselben schnell wieder. Du sollst sie ganz haben, wenn du ihrer würdig bist.

„Zu früh geht keiner zurück in sein schönes Vaterland. Was soll er in der Fremde, wenn heimische Fluren ihm schöner lachen? Er wird doch nirgends besser verstanden, als da, wo er daheim ist.“

„Die Sonne lacht allenthalben schön, aber da am schönsten, wo man sie wünschend zurück, am sehnlichsten erwartet hat.“

„Was der Mensch war, wird erst dann recht sichtbar, wenn er nicht mehr bei uns ist. In der Rückerinnerung finden wir, was wir in der Gegenwart selten finden. Wo die Fantasie waltet, ist zwiefaches Leben, verdoppelte Lust und vermehrte Freude. Die Wirklichkeit weicht oft dem Traume. Der Blick hinter uns, und in die Ferne, ist zuweilen weit lebhafter, als der Blick in die Nähe. Der Wein wird erst geschmeckt, wenn er getrunken ist. Im Monde strahlt die Sonne uns zurück.“

„Das Gute bleibt ewig das Gute, und wer edel handelt, bleibt stets von Edeln genannt, edel in der Welt. Sein Thun und

Walten ist das glänzende Schild seines Namens, und dieses hinterläßt er seinen Nachkommen als ein erfreuliches Erbstück. So oft er genannt wird, so oft kehrt das Andenken an ihn zurück, und jedes Gesicht erheitert sich, das von ihm hört oder spricht. Lasset uns edel seyn und edel handeln, und alle Freuden des Lebens gehören uns, so wie wir allen Freuden des Lebens gehören!"

Magdalena de Scuderi.

Aus einer adelichen provenzalischen Familie zu Havre de Grace geboren *), verlebte Magdalena de Scuderi die Tage ihrer frühern Jugend bei ihren Aeltern. Als sie etwas erwachsen war, kam sie zu Verwandten nach Paris. Sie wurde sehr frühzeitig Schriftstellerin, und machte sich durch ihre Romane, durch die sie sich anfangs ihren Unterhalt verschaffte und die damals allgemeinen Beifall erhielten, bald bekannt. Alles trug dazu bei, daß in Paris viel von ihr gesprochen wurde, ihr Schriftsteller-Talent, ihr munterer Geist, die Lebhaftigkeit ihrer Unterhaltung, und ihre ungemeine Häßlichkeit. Davon war sie jedoch nicht überzeugt. Sie machte vielmehr aufmerksam darauf, mehrere Anbeter zu haben, unter denen sie Pelisson den Vorzug gab, — von dem Madame Se-

*) 1607.

vigne' sagte: „Er mißbrauche die Erlaubniß eines Mannes, häßlich zu seyn;" — um sich gegen allen Argwohn sicher zu stellen.

Diesem erklärte sie einst in Versen, die sie, wie sie sagte, sogleich niedergeschrieben hatte, ihre Zuneigung:

Dein Geist bezaubert mich; ich muß mich
Dir ergeben;
Im Land der Zärtlichkeit sollst Du nun mit
mir leben,
Dort lächeln Ruh' und Glück, bei schönen
Sonnentagen.
Du gehst mit mir dahin; doch darfst Du's
niemand sagen.

Von diesem Lande der Zärtlichkeit gab die Scuderi, in ihrem damals so beliebten Romane Clelia, eine Charte, welche den Beifall aller Stutzer jener Zeit fand. Es stellt dieselbe allegorisch die verschiedenen Gattungen der Zärtlichkeit dar, die sich auf Hochachtung, Erkenntlichkeit und Zuneigung gründen. Man sieht auf derselben drei Flüsse, welche diese Namen führen, und drei Städte, Zärtlich genannt, liegen an denselben. Ein auf der Charte liegender Flecken heißt Sorgfalt.

Indem Mlle. Scuderi über die Entdeckung des Landes der Zärtlichkeit es sich recht wohl seyn ließ, gab der Abbe' d'Aubignac *) eine Beschreibung des Reichs der Coquetterie heraus, welche die Charte vom Lande der Zärtlichkeit **) erläuterte, und derselben eine größere Ausdehnung gab, die der Entdeckerin durchaus nicht gefallen wollte.

Es entstand darüber auf dem damaligen Französischen Parnaß ein großer Streit, der viel Lärm hätte erregen können, wenn die Scuderi, die den trotzigen und satirischen Sinn ihres Gegners kannte, nicht so klug gewesen wär und geschwiegen hätte. Das that sie aber, und verschanzte stillschweigend

---

*) So nennt ihn der Biograph der Mlle. Scuderi. Ich glaube aber, er hieß Hedelin, wenigstens liegt eine Piece vor mir mit dieser Namensangabe: Description du Royaume de Coquetterie par Mr. *Hedelin*. Haye. 1655.

**) Ueber diese Charte sowohl, wie über ähnliche Spielereien und Liebeständeleien des siebenzehnten Jahrhunderts, vereiniget mit den Produkten dieser Art unserer Zeit, gedenke ich eine kleine Abhandlung zu liefern, die etwa der Anhang des dritten Theils dieses Werks seyn könnte. In gewisser Rücksicht sind diese Sächelchen recht unterhaltend.

sich in ihrem Lande der Zärtlichkeit. Der Abbe' wagte es nicht, über's Meer zu gehen, und die Scuderi blieb im Besitz ihres entdeckten Gebietes.

Die Romane, welche sie schrieb, sind gewissermaßen epische Gedichte in Prosa, die unter erdichteten Namen wahre Begebenheiten erzählen. Ihr Artamenes, oder großer Cyrus, ihre Clelie rc. enthalten damalige Vorfälle am Französischen Hofe, und verschafften derselben vielleicht den größten Antheil des erhaltenen Beifalls.

Ihre Schreibart wurde aber für sehr hinreißend und deklamatorisch schön gehalten, und sie erhielt den ersten Preis der Beredsamkeit, welchen die Französische Akademie austheilte. Sie war Mitglied der Akademie de' Ricovrati zu Padua, und die Königin Christina von Schweden setzte ihr einen Jahrgehalt aus. Eben das that auch der Kardinal Mazarin, als er eben sein Testament machte. Sie erhielt eine Rente vom Kanzler Boucherat, und König Ludwig der Vierzehnte gab ihr *) eine Pension von 2000 Livres.

*) 1683.

Sie unterzeichnete sich gewöhnlich in ihren Briefen: Votre très humble et très obeissante Servante, und als Menage, Duperrier und andere Gelehrte diese Unterzeichnung tadelten, sagte sie:

„Es ist wahr, man schrieb ehemals nicht so, aber die Weiber müssen jetzt auch nicht mehr so stolz seyn, da sie nicht mehr so tugendhaft sind.“

Sie starb *), geehrt und geachtet, zu Paris im vier und neunzigsten Jahre ihres Lebens. — Die ganze Welt las ihre Romane mit Vergnügen, in alle lebende Sprachen wurden sie übersetzt; — wer liest sie jetzt noch?

Sie that einst mit ihrem Bruder, (der als Schauspieldichter bekannt war,) eine Reise zu ihren Anverwandten, in die Provence. Auf derselben blieben sie einmal im Wirthshause einer kleinen Stadt auf ihrem Zimmer lange munter im Gespräche beisammen. Sie sprachen vom Cyrus, und Scuderi fragte seine Schwester: Was sie mit dem Prinz Masard, der in diesem Romane vorkömmt,

---

*) 1701.

machen wolle? — Sie antwortete, sie habe beschlossen, ihn durch Gift aus dem Wege zu schaffen. Dieß hörten einige Reisende, welche nebenan logirten, verstanden den Namen des Prinzen falsch, und zeigten der Polizei an, was sie gehört hatten. — Bruder und Schwester wurden sogleich in Verhaft genommen und in's Gefängniß gebracht. Nur mit Mühe konnten sie sich rechtfertigen und ihrer Haft wieder entkommen.

Bei dem großen Beifall, welchen die Romane der Scuderi fanden, fehlte es doch denselben auch keinesweges an Tadlern, und besonders wurden dieselben in einem damals viel geltenden, witzigen Journale: der verbesserte Parnaß, oft stark mitgenommen. Besonders tadelte man die Vorliebe der Verfasserin zu Entführungen ihrer Heldinnen, von denen keine leicht, ohne wenigstens dreimal entführt zu werden, davon kam. Die Kritiker lassen die Helden der Scuderischen Romane selbst darüber klagen, und Cyrus u. a. sagen: „Was soll ich von meiner Mandane denken? Kann ich wohl nach allen ihren Entführungen noch mit ihr zufrieden seyn? Hätte man ihre Tugend nicht auf andere Proben

stellen können? Wenn eine erste Krankheit auch glücklich überstanden ist, darf man es auf Gefahr einer zweiten so leicht wagen, sich dieselbe wieder zuzuziehen?" u. s. w. — Nachdem nun der klagende Held diese und noch stärkere Beschwerden rechtlich vorgetragen hat, fällt Apollo das Urtheil: „Wir erklären keine Frau für eine Heldin, die mehr als einmal entführt worden ist, und keinen Mann für einen Helden, der einer mehr als einmal Entführten seine Hand reicht."

Aber ihre Helden waren sehr enthaltsam, und so freigebig ihre Collegen in ihren Romanen mit Küssen waren, so karg war sie damit in den ihrigen. Das rechnete sie sich in den Vorreden zu ihren Büchern zu keinem kleinen Verdienste an. Man findet auf diese Kußkargheit ihrer Romane in den damals erschienenen Amusemens ein Epigramm:

Im Anfang wird gegähnt;
man schläft aus Ueberdruß
schon in der Mitte ein;
am Ende weckt der Trauungskuß.

Als die Scuderi gestorben war, stritten sich zwei Kirchen über die traurige Ehre, ihr ein Begräbniß zu geben. Der Kardinal Noailles

entschied für die Nikolaus-Kirche, zu deren Kirchspiel sie seit funfzig Jahren gehört hatte. In dieser wurde sie begraben.

Sie wurde mit vielen Grabschriften und Leichenreden beehrt, und Bosquillon hielt ihre Lobrede. In dieser sagt er:

„In unserer Scuderi waren alle Tugenden, alle Gaben und alle Verdienste beider Geschlechter vereiniget: sie besaß ein edles Herz, eine große Seele und einen gründlichen Verstand. Die Freundlichkeit, Gütigkeit, Bescheidenheit, Geduld, Gutthätigkeit übte sie aus ohne Anstrengung und Mühe. Groß waren ihre Fähigkeiten, ausgesucht war ihr Geschmack. Sie war beredt und höflich, haßte die Verläumdung, war gerecht in der Wahl ihrer Gesellschaft, und zuverlässig in dem, was sie that. Jedermann beeiferte sich um ihre Freundschaft. Waren ihre Freunde in Verlegenheit, so wurden sie ihres guten Herzens ganz versichert; ihnen zu dienen, fand sie nichts zu schwer. Ihr gutes Herz erhob sie so sehr über sich selbst, als sie durch die Größe ihres Geistes und ihrer Absichten es über andere war.“

Man sagte: der Redner verstehe es, zu loben.

Wie schon gesagt, konnte die Scuderi eher häßlich als schön genannt werden, daher gab ihre Freundschaft gegen den sehr häßlichen Pelisson dem Spötter Despreaux Gelegenheit *), über diese Verbindung sich ein wenig stark auszudrücken:

Der liebe Herr Pelisson
ist gar ein abscheulicher Schatz,
sieht aus wie der Teufel.
Doch wär' er noch häßlicher,
es liebte ihn Sappho.
Das darf uns nicht wundern;
Es liebet ein jedes
so gern seines gleichen!

Die Scuderi selbst wußte, was ihr fehlte, und war klug genug, daraus kein Geheimniß zu machen. Als daher der berühmte Nanteuil ihr Bild gemalt hatte, schrieb sie unter dasselbe:

Als Künstler zeigt Nanteuil
die Macht von seiner Kunst.

---

*) In seinem Heros de Roman.

Vom Spiegel fliehe ich,
wenn ich mein Auge sehe;
im Bilde freut es mich;
da muß ich's liebgewinnen!

Da uns jetzt die Romane der Scuderi nicht mehr recht zur Hand sind, und wir alle wohl schwerlich den Muth haben möchten, lägen sie uns auch noch so nahe, etliche vierzig Bände durchzulesen, so wollen wir von denselben einige ihrer Zeitgenossen, Männer, die in der gelehrten Republik Namen haben, ganz kurz sprechen hören. Menage sagt:

„In ihren Romanen sind tausend Dinge, die man kaum genug schätzen kann. Sie hat aus den Alten viel Gutes genommen und dasselbe verschönert *), gleich dem Prinzen in dem Mährchen, der alles in Gold verwandelt. Man kann ihre Schriften nicht ohne Nutzen lesen. Ihre Clelie, ihr Cyrus sind prosaische Heldengedichte, die länger als die darüber geschriebenen Kritiken werden gelesen werden; ꝛc.“

---

*) Das ist nun ganz französisch!

Nun wollen wir Despreaux hören:

„Sonst machten die Romanziers aus armen, einfältigen Hirten große Leute und Helden, jetzt ist es umgekehrt; sie machen aus Helden und Königen armselige, liebeswahnsinnige Schäfer, die nichts von Größe mehr behalten, als ihre erhabenen Namen. So ist es dem großen König Cyrus ergangen, den der Roman der Scuderi zu einem Pinsel gemacht hat, pinselhafter, als alle Seladons der Schäferwelt. Das ist der König, der erhabene Eroberer nicht, von welchem Herodot und Xenophon sprechen, es ist ein winselnder armer Schelm, der an nichts denkt, als an seine Mandane, und Tag und Nacht sich wie ein verliebter Geck zerquält. — In der Clelie sehen wir die Römischen Helden Mutius Scävola, Horatius Cocles u. a. eben so einfältig dastehen, wie jenen König; Lukrezia ist eine Närrin, und der edle Brutus so verliebt, daß man Mitleid mit ihm haben muß. Er vertreibt sich die Zeit mit Räthselmachen, und zerbricht sich den Kopf über kasuistische Liebesstreitigkeiten, als hätte er weiter im geringsten nichts zu schaffen und zu schicken. Und, von der Verfasserin dieser Romane ganz

zu sprechen, so hatte sie wirklich mehr Redlichkeit und Ehre, als Witz und Talente, ein gutes Buch zu schreiben."

Was mich betrifft, so habe ich, (im Besitz aller Hauptwerke der Mlle. Scuderi,) es nicht über mich gewinnen können, eins davon ganz durchzulesen, am wenigsten die Clelie, oder den Cyrus, aber die Almahide und den Ibrahim habe ich durchblättert, und müßte ich einen dieser Romane ganz lesen, so würde es der letztere seyn. Aber, große Ueberwindung würde es mir dennoch kosten!

Maria de Gournai.

Die Tochter des Königlichen Schatzmeisters Jars de Gournai, der Gouverneur etlicher Schlösser in Gascogne war, wurde Maria auf einem derselben, man weiß nicht auf welchem, geboren *).

Sehr frühzeitig ergab sie sich den Wissenschaften, und wendete alle ihre Zeit auf's Studiren. Sie machte sehr merkliche Fortschritte, und ihre Lehrmeister, — die wohl eben keine der ersten gelehrten Helden seyn mochten, — wurden, wie man sagt, bald selbst von ihrer Schülerin übertroffen.

Eben damals hatte Montaigne seine Essais herausgegeben, welche Maria mit großem Wohlgefallen las, studirte, und deshalb an den Verfasser aufs verbindlichste schrieb. Dieser Brief, der nicht unbeantwortet blieb und die Reihe einer ordentlichen Correspondenz

*) 1565.

eröffnete, stiftete zwischen ihr und ihm eine Freundschaft, auf welche das Fräulein einen so hohen Werth setzte, daß sie diesen Schriftsteller, ehe sie ihn noch gesehen hatte, sich zum Vater und Vormund wählte.

Mit Entzücken eilte sie nach Paris *), ihres Freundes persönliche Bekanntschaft zu machen, und er folgte ihr auf's Land nach Gournai, wo er einige Monate sehr angenehm verlebte.

Montaigne war dankbar, und als er das zweite Buch seiner Essais herausgab, setzte er in demselben seiner Freundin ein schönes Denkmal seiner Achtung.

Die Vicomtesse de Gamaches, eine Dame von Geschmack und Kenntnissen, wurde des Fräuleins Freundin, und ihr eignete diese ihren Blumenstrauß vom Pindus **) zu, den sie eben damals drucken ließ.

Mit dieser Freundin verlebte sie einige schöne Jahre, als sie die traurige Nachricht von dem Tode ihres Freundes Montaigne erhielt. Sie eilte nach Paris, seiner Asche ihre

*) 1588.

**) Le Bouquet du Pinde.

kindliche Achtung zu bezeigen, sah seine Essais durch, und veranstaltete eine neue Ausgabe derselben *). Diese eignete sie ihrem Gönner, dem Kardinal Richelieu, zu, durch dessen Güte sie eine kleine Pension erhalten hatte, und schrieb eine Vorrede dazu, in welcher ihr Herz sich in den gefühlvollsten Ausdrücken der Hochachtung und Ehrerbietung gegen ihren Freund und sein Andenken ergoß.

Sie machte bald die Bekanntschaft der Gelehrten, welche sich damals in Paris befanden, und wurde in den Zirkeln der Großen mit Achtung aufgenommen.

Mit ganzem Ernste widmete sie sich dem Studium der Moral und Philosophie, aber sie war auch überzeugt, daß einer Schriftstellerin von Talenten ein wenig mehr Schönheit, als die war, welcher sie sich rühmen konnte, nicht schadete, und sie war nichts weniger als schön. Dieß machte die Philosophin empfindlich, und als sie sich in politische Streitigkeiten mischte, und man ihr in verschiedenen Schriften „Galanterien vorwarf, mit denen sie sich stets um das allgemeine

*) 1592.

Beste wohlverdient gemacht habe," nahm sie das sehr ernstlich, und klagte darüber bei dem Criminal-Lieutenant.

Als man das dem Kardinal du Perron erzählte, lächelte er:

„Warum läßt sich die Gournai nicht vor ihren Werken in Kupfer stechen, das wäre die beste Widerlegung, und sie könnte die Leute gar nicht schneller vom Gegentheil überzeugen.

Sie schrieb sehr gut, aber ihre Schriften waren stets mit alten Worten und Ausdrücken überladen. Diese konnte sie auch im Sprechen nicht vermeiden, und bediente sich, als sie einst mit dem Kardinal Richelieu sprach, eines veralteten Ausdrucks, der einen Doppelsinn erhalten hatte. Der Kardinal lachte darüber, und das Fräulein rief aus:

„Sie lachen, Monseigneur? Das ist sehr gut! Ich erweise Frankreich eine große Wohlthat."

Nach Montaigne's Tode fiel des Fräuleins ganze Neigung auf Racan, welchen sie bis jetzt aber nur aus seinen Schriften kannte. Das Verlangen, ihn persönlich kennen zu lernen, machte, daß sie alles anwendete, einen Besuch von ihm zu erhalten. Dazu wurde der

Tag und die Stunde festgesetzt. Zwei Freunde des Dichters, die dieses erfuhren, konnten der Versuchung nicht widerstehen, auf Unkosten Racans und des Fräuleins sich einen Spas zu machen, der sich eben nicht ganz spashaft endigte.

Einer von ihnen ließ sich als Racan eine Stunde früher anmelden. Er wurde sehr freundlich empfangen. Man machte sich Komplimente, man sprach von seinen Schriften gegenseitig mit Entzücken.

Nach einer Viertelstunde verließ der Pseudo-Racan das Fräulein sehr zufrieden. Kaum war er fort, als man abermals einen Racan bei ihr anmeldete. Sie meinte, er käme wieder zurück, ihr noch etwas zu sagen, und sah eine andere Gestalt in ihr Zimmer treten. Das Fräulein, sehr verlegen, erzählte, was sich ereignet hatte. Der gegenwärtige Racan stellte sich des gespielten Streichs wegen sehr erzürnt, und schwur, er werde sich rächen. Es kam zur Unterhaltung, und das Fräulein war mit diesem Racan noch zufriedener, als mit dem ersten, denn er sagte ihr noch weit mehr Verbindliches, als jener.

Kaum war er gegangen, als endlich der wahre Racan kam und sich anmelden ließ.

„Wie? — rief das Fräulein aufgebracht aus; — Nehmen denn die Racans kein Ende?“

Doch er erhielt die Erlaubniß, einzutreten, wurde aber sehr sonderbar empfangen, indem ihm das Fräulein entgegen rief:

„Glaubt man denn ungestraft mich zum Besten haben zu können?“

Racan, der ohnehin im Sprechen gewöhnlich, zumal bei neuen Bekanntschaften, verlegen war, erschrak über diese Anrede so sehr, daß er kaum einige unvernehmliche Worte herausstammeln konnte. Das Fräulein wurde noch heftiger, zog einen Pantoffel vom Fuße, schlug los, und jagte den Dichter aus dem Zimmer.

Die Geschichte wurde bald bekannt, gab dem Abbe' Boisrobert die Veranlassung, sein Schauspiel: die drei Oronte, zu schreiben, und der Spötter Menage machte dieselbe, ganz unverhüllt, noch bekannter. Wenn Racan gefragt wurde, ob sie wahr sey? antwortete er gewöhnlich: „Ei freilich ist etwas daran!“

Als aber das Fräulein in der Folge von dem Spaße unterrichtet wurde, söhnte sie sich mit Racan aus, und beide wurden so gute Freunde, daß die Schriftstellerin oft seinen

Rath begehrte und erhielt. Er nahm es doch aber sehr genau, und die Freundin wurde bisweilen bei seinen Aeußerungen empfindlich. — Als sie ihm einst einige verfertigte Sinngedichte vorlas, bemerkte er, sie wären recht artig, als Epigramme aber ohne Salz und Pfeffer. Empfindlich, (da Racans Schwäche in der griechischen Sprache allbekannt und beinahe zum Sprichworte geworten war,) antwortete das Fräulein:

„Schon recht! Sie sind nach griechischer Art!"

Einige Tage darauf speisten sie zusammen, und man setzte ihnen eine sehr unschmackhafte Suppe vor. Das Fräulein legte den Löffel nieder, und rief aus:

„Das ist eine schlechte Suppe!"

Racan lächelte:

„Es ist eine Suppe nach griechischer Art, mein Fräulein!"

Alle ihre Schriften sammelte die Gournai, als sie, siebenzig Jahr alt, zu schreiben aufhörte, und ließ dieselben in einen Band zusammen drucken *).

---

*) Les Avis et les Presens de la Demoiselle de Gournai. Paris. 1635.

Achtzig Jahr alt *) starb sie, wurde zu Paris in die St. Eustachkirche begraben, und von den damaligen Schriftstellern mit vielen Grabschriften beehrt.

Sorel sagt von ihr:

Das Fräulein von Gournai ist unter die witzigsten und sinnreichsten Schriftstellerinnen zu zählen, und noch mehr ihrer Großmuth und Gutherzigkeit wegen zu schätzen. Das war ihre gute Seite. Aber sie war sehr empfindlich, und konnte leicht in die schrecklichste Hitze gerathen, der sie sich auch ohne Rückhalt überließ; und das war ihre schlimme Seite."

Der Abbe' Marolles, einer ihrer ergebensten Freunde, der sie und ihre Katze besang, sagt:

„Die Gournai habe ich stets hochgeschätzt, denn sie war sehr aufrichtig und hatte eine edelgesinnte Seele, und diese war denn freilich auch schöner als ihr Körper. Sie kannte und verstand eine Menge Dinge, welche Weiber selten kennen, und noch seltener verstehen."

Was die besungene Katze betrifft, so war dieselbe ein Kater, der Piaillon hieß, und von welchem ihr Besinger sagt:

*) Den 13ten Juli 1645.

„Piaillon war ein gar gutes Thier, ein gar verständiger Kater! Er ist in zwölf Jahren, die er bei seiner Gebieterin verlebte, nicht eine einzige Nacht aus ihrem Zimmer geblieben, um etwa, wie andere Kater, auf den Dächern nach Liebschaften umher zu spazieren. Dieses Vergnügen opferte er seiner Herrin auf, und blieb bei ihr."

Ihre Vorliebe für veraltete Wörter zu persifliren, ließ St. Evremond das Fräulein auch in seinem sogenannten satirischen Lustspiele: die Akademiker, mit auftreten, und man hat seine Anspielung witzig gefunden. Um die Leser selbst urtheilen zu lassen, stehe die Szene hier:

Frl. Gournai. O mein Herr Präsident! wie sehr habe ich Euch gesucht!

Serisay. Boisrobert! hebt dem Fräulein doch den verlornen Zahn auf.

Boisrobert. Ei, mein Fräulein! das ist ein großer Zahn, der Euch ausgefallen ist. Ein anderer hätte ihn Euch gestohlen.

Silhon. Montaigne verlor auch einen Zahn, als er sechszig Jahr alt war.

Frl. Gournai. O! meinem Montaigne mag ich gern ähnlich seyn, auch bis aufs Ausfallen der Zähne.

Der Duc de Rotelois, ob er gleich, wie man damals sich ausdrückte, „von einem sehr galanten Gemüthe war," sagte: „So oft er das Fräulein von Gournai bei seiner Schwester oder Tante wisse, verlasse er alle Damen herzlich gern, um sich mit ihr zu unterhalten."

Man weiß, daß das Fräulein den Duc de Rotelois für einen sehr klugen und liebenswürdigen Mann gehalten hat.

„Ich kann — sagte Fräulein Gournai — alles ertragen, auch vergeben, und allenfalls sogar vergessen, nur Persiflage nicht!" — Dabei erinnern wir uns an jene Stanze von Stollberg:

„Des Britten Stolz und Frankreichs Eitelkeit
erzeugte und gebar dieß Schandgezücht,
und ach! des Deutschen Thorheit säugt und wiegt
das Ungeheu'r; kein deutscher Name nennt's,
denn seine Mutter nannt' es Persiflage!"

Franciska d'Aubigné

Marquise de Maintenon.

Der Vater der nachher so berühmt gewordenen Madame de Maintenon, Constant d'Aubigné, hatte ihre Mutter, eine entführte Nonne, geheirathet, und mußte, als dieß bekannt wurde, mit den Seinigen nach Amerika fliehen. Drei Jahr alt *) war Franciska, als sie auf dieser Reise, in einer schweren Krankheit für todt gehalten, in's Meer geworfen werden sollte, und nur durch den Zufall, daß ihre Mutter ihr nach dem Herzen griff und es noch langsam klopfen fühlte, erhalten wurde. Als sie dieß einst dem Bischof von Metz erzählte, sagte dieser:

„Madame! man kömmt von einer so weiten Reise nicht umsonst und um Nichts zurück!"

*) Sie war zu Niort den 27sten November 1635. geboren.

Nach dem Tode ihrer Aeltern in Amerika, kam sie, funfzehn Jahr alt, nach Frankreich zurück, und begab sich zu einer Tante, bei der sie dürftigen Unterhalt fand. Eine Angelegenheit trieb diese nach Paris, wohin die Nichte mit ihr ging, und der Zufall brachte sie in das Haus, in welchem der bekannte Schriftsteller Scarron wohnte. Diesem ging ihre Dürftigkeit zu Herzen, und er bot ihr seine Hand an.

Es kostete einem hübschen Mädchen ein wenig Ueberwindung, einem so höckerichten, lahmen Schatze, wie Scarron war, ihre Hand zu reichen, aber freilich, die Noth war da, und zu wählen war nicht viel.

„Ich sehe, was Sie leiden, mein Kind! — sagte Scarron zu ihr; — ich wünsche Ihnen helfen zu können, habe darüber nachgedacht, wie das seyn und angehen könnte, und habe gefunden, daß Ihnen nur zwei Wege übrig bleiben, sich aus Ihrer schlimmen in eine, wo nicht bessere, doch leidlichere Lage zu versetzen."

„Und die wären? — fragte Franciska rasch.

„Sie gehen entweder in ein Kloster, wo ich für Ihre Mitgabe sorgen werde, oder Sie geben mir Ihre Hand.“

Sie schwieg. Er fuhr fort:

„Ich wünschte Ihnen bessere Vorschläge thun zu können, aber ich weiß keine. Ueberlegen Sie es selbst. — Ich weiß, daß ich ein häßlicher Herr bin, ich kann mich aber nicht umformen und anders machen; dennoch gebe ich Ihnen mein Wort, einer andern, als Ihnen, hätte ich mich weder angeboten noch gegeben. Ich kann Ihnen nur ein mäßiges Auskommen versprechen, aber da Etwas doch besser ist, als Nichts, so — doch überreden will ich nicht!“

Franciska gab ihm ihre Hand. Dieß machte ihr Glück. — Sie war nur Gesellschafterin und Freundin ihres Mannes, den sie aber sehr sorgsam pflegte und ihn keinen Augenblick verließ. Die eingezogene Lebensart, welche sie führte, machte ihr Vergnügen, und ihr Ruf und ihre Tugend gewannen bei derselben. Daher pflegte die Demoiselle Scuderi zu sagen:

„Die Luft, die man bei der Scarron einathmet, flößet Tugend ein.“

Die witzige Welt von Paris versammelte sich oft bei Scarron, der, selbst sehr witzig, die Unterhaltung aller wurde. In diesen Gesellschaften glänzte Franciska mit Bescheidenheit, und ihre Unterhaltung entzückte die Versammlung. Wenn sie erzählte, war jedermann ganz Ohr. — Man sagt, ein Diener habe ihr einst zugeflüstert:

„Madame! ein Histörchen für die Herren; wir haben heute keinen Braten."

In den Fastenzeiten nährte sie sich nur von Hülsenfrüchten, indeß die Gesellschaft bei ihr herrlich schmauste. Ihren Bewegungsgrund wollen wir von ihr selbst hören. Sie sagt:

„Ich kann mich nicht rühmen, daß ich dieses blos um Gottes willen gethan habe, sondern ich wollte geachtet seyn. Die Begierde, mir einen Namen zu machen, war meine Leidenschaft, und ich habe es darin übertrieben. Mein Solz bewog mich, mich selbst zu martern, und zur Strafe hat mich Gott so hoch gehoben und im Zorne zu mir gesagt: „Du willst Ruhm und Ehre haben? Wohlan! Du sollst sie haben, bis sie dich zu Boden drücken."

Nach dem Tode ihres Mannes bat sie um dessen kleine Pension von 1500 Livres. Die vielen Bittschriften, welche sie deshalb überreichte, machten den König so verdrüßlich, daß er ausrief: „Soll ich denn immer nur von der Wittwe Scarron hören? — Durch die Vorsprache der damaligen Geliebten des Königs, Madame de Montespan, erhielt sie endlich eine Pension von 2000 Livres, und als sie sich dafür bei dem Könige bedankte, sagte dieser:

„Madame! Ich habe Sie lange warten lassen; da Sie aber viele Freunde haben, so habe ich mir bei Ihnen dieses Verdienst allein machen wollen."

Die Frucht der Zärtlichkeit des Königs und der Montespan, der nachherige Duc de Maine, wurde geboren, und die Sache sollte geheim gehalten werden. Man suchte eine Frau, der man den Prinzen anvertrauen könnte, die für seine Erziehung Sorge trüge, und verfiel auf Madame Scarron. Sie wurde nach Hofe berufen, und der König empfahl ihr das Kind, das Madame Montespan ihr übergeben würde. Ein Jahr darauf bekam sie noch den Comte de Vexun dazu.

Anfangs war der König gegen sie eingenommen, nach und nach aber, da er sie genauer kennen lernte, fing er an, sie zu schäzzen. Als sie mit dem Duc de Maine in's Bad nach Barrege reisen mußte, entstand zwischen ihr und dem König eine Correspondenz, die demselben viel Freude gewährte, und den Grund zu ihrem Glück legte; ihre Verdienste und des Königs Bedürfniß, eine Gesellschafterin haben zu müssen, vollendeten das Werk.

Als der König die Jahre erreicht hatte, in denen man im Umgange mit Weibern mehr Unterhaltung als Vergnügen sucht, und er übrigens von seinen vorigen Verbindungen frei und ledig war, entschloß er sich zu einer Vereinigung auf immer, mit der, deren Gesellschaft ihm unentbehrlich geworden war. Der Erzbischof von Paris segnete sie *) in Gegenwart einiger Zeugen ein.

Dieses Glück, um welches sie von so vielen beneidet wurde, wurde — wenigstens sagte sie es — ihr oft zur Last, und in einem ihrer Briefe an Madame de la Maisonfort schreibt sie:

*) 1685.

„Warum kann ich Ihnen nicht meine Erfahrungen mittheilen? warum kann ich Ihnen nicht die Langeweile beschreiben, welche die Großen verfolgt, und Ihnen die Mühe schildern, welche sie sich geben müssen, dieselbe los zu werden? Sehen Sie nicht, daß ich für Traurigkeit fast sterbe, in einem Glück, das man sich kaum groß genug denken kann. Ich war jung und artig, ich hatte Vergnügen, ich war allenthalben beliebt, ich wurde älter und hatte Umgang mit klugen Leuten, ich erhielt die Gunst des Königs, und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich, bei dem allen, allenthalben nichts als Leere gefunden habe."

Der Zwang ihres Standes war ihr so verhaßt, daß sie ungeduldig eines Tages ausrief: „Ich kann's nicht länger aushalten! Ich wünsche mir den Tod!" Ihr Bruder konnte den Grund ihres Misvergnügens nicht begreifen, und fragte sie: „Ob sie sich etwa Hoffnung mache, um glücklicher zu seyn, Gott den Vater zu heirathen?"

Durch ihre Erhebung gewann ihre Familie eben nicht viel, und sie war sehr sparsam, Würden und Gnaden für dieselbe zu er-

bitten. Sie verlangte nicht nur von andern, daß sie uneigennützig seyn sollten, sondern sie war es auch selbst in einem sehr hohen Grade. Der König sagte oft zu ihr: „Aber Madam! fordern Sie doch; Sie haben ja nichts.“ — „Sire! antwortete sie; es ist Ihnen nicht erlaubt, mir zu geben. Die Regenten sind nur Verwalter der Güter ihrer Unterthanen.“

Der P. de la Neuville, ein Jesuit, wendete sich einst, da er sie nicht kannte, an sie selbst, um bei Madame Maintenon eine Audienz zu erhalten, und wurde gefragt: was er mit ihr zu sprechen habe?

„Ich möchte gern — antwortete der Jesuit — einem von meinen Brüdern zu einem Amte verhelfen.“

„Da kommen Sie unrecht an; — erwiederte Madame Maintenon. — Sie bittet zuweilen den König um ein Almosen, nie aber um eine Gnade.“

„Sie gilt aber so viel“ —

„Nicht so viel, wie Sie sich einbilden.“

„Ach! es ist Madame de Maintenon selbst, mit der ich die Ehre habe zu sprechen. Nur sie allein kann so bescheiden seyn, ihren eigenen Kredit zu verkennen!“

Sehet da den feinen Jünger des Lojola! — Seine Rolle war gut gespielt. Es ist darauf zu wetten, sein Bruder hat die Stelle erhalten.

Es war eine von ihren Lieblingsbeschäftigungen, unbekannt arme Familien zu besuchen, die Kranken zu trösten, zu beschenken, und ihnen zu helfen, so gut sie nur konnte. Sie suchte selbst Wärterinnen für arme Kinder aus, bezahlte sie, und belohnte sie noch besonders, wenn sie ihr dieselben gesund und wohl brachten.

Als der König gestorben war *), widmete sie sich diesen frommen Pflichten ganz, begab sich in das Kloster St. Cyr, welches Ludwig der Vierzehnte auf ihr Anhalten gestiftet hatte, und beschäftigte sich daselbst mit der Erziehung und Unterweisung dreihundert junger Frauenzimmer von Stande. Oft unterwies sie die Novizen selbst, und theilte mit den Lehrmeisterinnen die beschwerliche Erziehungssorge.

In diesem Kloster erhielt sie die Besuche des Regenten, der vornehmen Reisenden, und

---

*) 1715.

selbst des Czar Peters, der sich lange mit ihr unterhielt.

Das einzige Merkmal ihrer Erhöhung war, daß sie während der Messe einen von den Plätzen einnahm, die nur für den König und die Königin bestimmt sind. Auch erzählt man, daß Mignard, als er die Frau von Maintenon als heilige Franciska malte, den König lächelnd gefragt habe:

„Soll ich ihr nicht auch ein Hermelinmäntelchen umhängen?"

„Ja, — sagte der König; — hängt ihr eins um. Die heilige Franciska verdient es wohl."

Dieses Bild wird für das beste gehalten, welches man von ihr hat.

Sie hatte etwas Großes in ihren Handlungen, ein angenehmes Lächeln umschwebte ihr Gesicht und verschönerte ihre sanften Mienen. Dieß konnte ihr keine Zeit, kein Alter rauben *). Ihre Augen und ihr Geist standen mit einander in einer solchen Uebereinstimmung, daß alles, was sie sagte, gerade

*) Sie starb 84 Jahr alt, den 15ten April 1719.

zum Herzen ging. Sie war munter, aber mit Anstand. Ihre Scherze waren angenehm, nie beleidigend. Sie erlaubte selbst ihren ältesten Freunden keine von den Freiheiten, welche die Ehrfurcht verletzen können, auf welche sie sehr eifersüchtig war. Sie hatte einen Hang zur Melancholie, die aber nicht widerwärtig und verdrüßlich machte, sondern in ihre Gespräche eine gewisse Zärtlichkeit, in ihre Handlungen ungemein viel Interesse brachte. Sie war witzig, und so natürlich zugleich, daß man diese Vereinigung bewundern mußte. Als sie älter wurde, wußte sie Charaktere zu vereinigen, die sonst eben nicht leicht vereinbar sind, den Stolz und die Andacht. Alle ihre Empfindungen, alle ihre Gedanken erhielten einen Anstrich von dieser Mischung.

Man hat Briefe von ihr, die Beaumelle gesammelt und herausgegeben hat *). In denselben findet man größtentheils sie nur selbst, und wenige charakteristische Nachrichten

*) Lettres de Françoise d'Aubigné Marquise de *Maintenon.* Nancy 1753. Amsterd. 1756.

von andern merkwürdigen, damals lebenden Personen. Kaum sagt sie von ihrer Vorgängerin, der Madame de Montespan: daß dieselbe sehr eigensinnig, rechthaberisch, beinahe stets übelgelaunt, habsüchtig und von sonderbaren Einfällen gewesen sey. Dazu setzt sie noch, im 284sten Briefe:

„Die Frau von Montespan spannte sechs Mäuse an eine kleine Kutsche, von Dratharbeit gemacht, und ließ sich von den Thieren ihre schönen Hände zerbeissen. In den gemalten und vergoldeten Einfassungen ihrer Zimmer hatte sie Schweine und Ziegen. Der König stellte sie seinen Ministern als ein Kind vor; aber sie wußte die Geheimnisse des Staats, und gab bald gute, bald böse Rathschläge, wie sie eben gesinnt war.“

An einem andern Orte sagt sie von dieser Geliebten des Königs:

„Sie war schön und artig. Die Zuneigung des Königs zu ihr war die einzige, welche seinen Ruhm verdunkelte. Sie hatte schöne Augen, einen schönen Teint, Verstand, Stolz und Hochmuth, keine Beweglichkeit, konnte in nichts nachgeben, und in allem,

was sie that, benahm sie sich sehr kindisch und links. So waren auch ihre Manieren. Nie hat eine Königliche Geliebte mehr geherrscht, als sie. Sie konnte durchaus nicht herablassend und gnädig seyn. Sie liebte des Königs Geld mehr, als den König. Ihre Einfälle und Grillen nöthigten den König alle Tage zu unermeßlichem und unnützem Aufwande. Ihre Kinder liebte sie nicht, und verzog sie."

Um diese merkwürdige Frau sowohl noch etwas von sich selbst sprechen, als Lehren geben zu hören, mögen hier noch zwei Briefe stehen:

„An Madame de Caylus.

Meine liebe Nichte! trauet mir und meinen Erfahrungen. Ich habe alles versucht, und sehe, daß nur allein Salomo recht hat: Alles ist eine Beängstigung des Geistes. Ich kann mich Niemand entdecken, aber so viel kann ich Dir sagen, daß meine Plagen nicht zu beschreiben sind. Oft bin ich bis aufs Aeußerste getrieben. Der König merkt es nicht; und ist er ausgegangen, so bin ich recht froh, allein zu seyn, um zwischen meinen

vier Vorhängen recht herzlich weinen zu können. Ich weiß wohl, daß ich Feinde habe, die mich der Heuchelei beschuldigen und die Strenge meiner Sitten lächerlich machen, aber ich vergebe ihnen, und weiß, wie unschuldig ich bin.“

„An die Duchesse de Bourgogne.

Hoffet hienieden auf kein vollkommenes Glück. Es giebt keins auf der Welt, und wär es in derselben, an die Höfe käm es nicht.

Die Hoheit hat Beschwerden und Lasten, die der Mittelstand nicht kennt. Er weiß Verdruß zu ertragen, das weiß man bei Hofe nicht.

Unser Geschlecht ist dem Leiden noch mehr ausgesetzt, weil es stets in Unterwürfigkeit seyn muß. Erzürnet und schämet Euch nicht, einem Manne unterthänig seyn zu müssen. Wie es ist, so hat es eine höhere Vorsicht gewollt, bestimmt und geordnet.

Lasset Euern Gemal stets Euern einzigen Vertrauten seyn, und Euern besten Freund.

Die besten Ehen sind die, in denen man, nach der Reihe, eines von dem andern alles mit Liebe und Geduld erträgt und leidet. Es

giebt keine Verbindungen ganz ohne Disharmonie. Seyd nachgebend, friedlich und freundlich. So läßt sich vieles abwenden.

Fordert nicht so viel Freundschaft, als Ihr selbst gebt, und bedenkt, daß die Männer durchaus nicht so zärtlich sind, wie die Weiber.

Bittet Gott, nie eifersüchtig zu werden, und hoffet nicht, durch Klagen und Vorwürfe Eurem Mann Euch angenehm zu machen. Das erbittert. Das einzige Mittel gegen böse Dinge in der Ehe ist die Geduld und die Liebe. Die Ungeduld verbittert und wendet die Herzen ab, die Liebe bringt sie wieder.

Indem Ihr Euern Willen aufopfert, so verlangt nicht über den Willen Eures Mannes zu gebieten. Die Männer sind freier, weil sie freier erzogen werden. Untersuche kein Weib, ob die Gerechtsamen der Männer gegründet sind: genug, sie sind da! Die Männer sind unsere Herren, und wir haben zu leiden und willig zu gehorchen.

Redet, schreibt, handelt stets, als wenn Ihr tausend Zeugen hättet, und bedenkt, daß alles bekannt und offenbar wird, es sey schnell oder langsam. Das Schreiben ist gefährlich.

Was Euch schaden kann, vertraut keinem Menschen. Alle Geheimnisse bleiben es nur eine Zeitlang, wenn mehr als einer dieselben weiß. Der Hof ist das Land der Geheimnisse und das Gebiet der Unbedachtsamkeit.

Seyd mitleidig und barmherzig, und gebet gern. Liebet Eure Aeltern und Euer Vaterland, und nehmt Euch vor dem Geschmack in Acht, den Ihr am Verstande habt. Zu viel Verstand erniedriget alle die, die dessen wenig haben, macht, daß man zuweilen hassen muß, und daß man in Gefahr kömmt, kluge und weise Leute zu verachten.

Marquise de Gange.

Demoiselle de Chateaublanc, die einzige Tochter des Herrn de Roussan, der zu Avignon privatisirte, die Erbin eines Vermögens von fünfmalhunderttausend Livres, welches ihr mütterlicher Großvater ihr hinterließ, wuchs fröhlich in dem Hause desselben nach ihres Vaters Tode heran, geschmückt mit allen Jugendreizen, belebt von jeder Freude ihrer sanften Wünsche. Ihr feiner Verstand, ihr sanftes Herz erwarben ihr die ganze Zärtlichkeit ihres Erziehers, der keinen angenehmeren Wunsch kannte, als sie an der Hand eines guten Gatten glücklich zu wissen.

Sein Wunsch wurde erfüllt. Dreizehn Jahr alt, wurde seine Enkelin mit dem Marquis Castellanne vermält *), einem Manne von edler Geburt, aus einer der ältesten Familien in der Provence, der ein vortreffliches

*) 1649.

Herz besaß, und seine Gattin liebte. Sie selbst, die schönste Frau ihrer Zeit, entzückte jedes Auge.

Sie kam nach Paris; der König fand sie reizend, und zweimal tanzte er bei Hofbällen mit ihr. Die Königin Christina von Schweden, welche sich damals in Frankreich aufhielt, fand sie allerliebst, und versicherte, sie finde die Marquise zum Verlieben schön. Alles das fanden Mehrere, und ein Heer von Anbetern umschwebte bald die schöne Frau, der jedoch der Neid selbst nichts übles nachzusagen wußte. Ihre Klugheit und Zurückhaltung verdienten eben so viel Bewunderung, als ihre Reize, und beide erhielten dieselbe.

So vom Glück geführt, von der Freude umgeben, verlebte die Marquise ihre Lebenstage in stiller Ruhe, als die Nachricht kam, das Schiff, welches ihr Gemal commandirte, sey bei Sizilien untergegangen, und er habe sein Grab in den Wellen gefunden.

Zu Besorgung ihrer Angelegenheiten mußte die Marquise nach Avignon reisen, wo sie kaum angekommen war, als sie sich von einer zahllosen Menge von Anbetern umgeben sah. Alle

waren von den Reizen und Schätzen der jungen Wittwe bezaubert, aber nur der Marquis de Gange war der Glückliche, der ihr Herz gewann.

„Ein Paar, wie für einander geschaffen! — rief man aus. — Sie ein weiblicher Engel, Er ein männlicher Halbgott; Sie die Reichste, Er der Edelsten einer des Landes; Sie zwei und zwanzig, Er zwanzig Jahr alt; Sie der Wunsch aller Herzen, Er die Freude aller Damen!"

Diesem Manne, der Gouverneur zu St. André in Nieder-Languedoc war, reichte die Marquise ihre Hand *).

Die Ehe war so glücklich, wie eine nur sich denken läßt. Der Marquis war bezaubert von seiner Gemalin; Sie liebte ihn aufs zärtlichste. Zwei Kinder waren die Pfänder gegenseitiger Zärtlichkeit. Die Aeltern lebten nur für sich allein, und so lange waren sie glücklich.

Mann und Weib, wollt ihr glücklich seyn und glücklich bleiben, lebt für euch allein, habt

---

*) 1658.

mit Wenigen Verkehr, und erweitert die Zirkel eurer Umgebungen nicht!

Der Marquis bekam Langeweile, und suchte Gesellschaften. Die Marquise bekam Langeweile, und suchte Zerstreuungen. Sogleich fanden sich wieder Bewunderer ein, die Eifersucht ihres Gemals wurde gereizt. Sie wurden unglücklich.

Der Marquis hatte drei Brüder. Der älteste, Graf Gange, war Obrister des Dragonerregiments Languedoc, der zweite ein Abbe', der dritte hieß Ritter, wie das damals in Frankreich gebräuchlich war. Unter diesen war der Abbe' der schlechteste. Ein Mensch, ohne Grundsätze, ohne Redlichkeit und Religion. Das Kleid, welches er trug, hatte er gewählt, um einen Deckmantel seiner Verbrechen zu haben. Er regierte seinen Bruder, den Ritter, der ein sehr mittelmäßiger Kopf und nie sein eigener Herr war. Gleichfalls hatte er sich des Herzens des Marquis bemeistert, so daß derselbe ihm die Besorgung seiner Geschäfte, so wie die Verwaltung seiner Güter ganz überließ. — Einen Plan der Rolle, welche er noch spielen wollte, hatte er, wie die Folge lehrte, schon längst ent-

worfen; und jetzt kam der Zeitpunkt, ihn auszuführen.

Er kam mit dem Ritter auf dem Schlosse des Marquis an, um daselbst, verliebt in seine Schwägerin, seine Wohnung zu nehmen. Nie gewohnt, seinen Leidenschaften zu widerstehen, that er es auch jetzt nicht. Aber er suchte, indem er sich seiner Schwägerin angenehm zu machen bestrebte, sie sich auch verbindlich zu machen. Deshalb gab er ihr zu verstehen, ihm habe sie es zu verdanken, daß sein Bruder jetzt beruhigter sey, indem er ihr zugleich merken ließ, er sey Herr der Leidenschaften desselben, wisse ihn nach seinem Willen zu lenken und seine Handlungen zu bestimmen, wie es ihm gefalle.

Der Marquise war es sehr zuwider, daß sie Verbindlichkeiten gegen diesen Menschen haben sollte; sie dankte ihm zwar, aber ihr Betragen war so abgemessen und kalt, daß der Abbe' wohl einsah, ihr Herz werde schwerlich auf eine für ihn gefällige Art in's Spiel kommen. Um aber sich ganz von dem, was er zu hoffen oder zu fürchten habe, mit einemmal zu überzeugen, beschloß er, sich ohne Zurückhaltung ganz zu erklären. Dieß ge-

schah, mit aller ihm zu Gebote stehenden Beredsamkeit. Die Marquise hörte ihn gelassen an, und antwortete ihm eben so:

„Ich überlasse es Eurer eigenen Beurtheilung, wie eine Frau von meiner Denkungsart, wie Ihr mich kennt, eine solche Erklärung aufzunehmen hat. Saget Euch alles, was ich zu antworten hätte, selbst, und erspart mir die Mühe, dieß zu thun.“

Der Abbe' gab ihr zu bemerken, ihr Glück stehe in seiner Hand.

„Ist dem so?“ — fragte die Marquise.

„Gewiß!“ — erwiederte der Abbe'.

„Und wie?“

„Ich darf nur wollen, und Ihr seyd die unglücklichste Frau auf der Welt.“

„Wie? — Was sagt Ihr?“

„Eure jetzige Glückseligkeit ist ganz mein Werk, und ich kann dieselbe eben so gut wieder vernichten, als ich sie Euch gegeben habe. Zuvorkommen könnt Ihr mir nicht; ich fürchte das auch nicht. Wollen wir ruhig werden, so müssen wir einig seyn. Erwiedert Ihr meine Zärtlichkeit, so sind wir beide glücklich.“

„Die Aussicht auf das glücklichste Leben würde mich nie bestimmen können, gegen meine

Pflicht zu handeln, oder den kleinsten Schritt auf Unkosten meiner Tugend zu thun. — Uebrigens, Herr Abbe'! — wenn ich auch ja fähig wäre, mich einer Schwachheit hinzugeben, so wär't doch Ihr gewiß der letzte Mensch, der mich dazu bringen könnte."

Dieß demüthigte den kühnen Liebhaber, entflammte aber auch zugleich seine Rachsucht.

Da er nur allzu wohl merkte, daß der Ritter, sein Bruder, gleichfalls in seine Schwägerin verliebt war, und von ihr sehr gütig behandelt wurde, so fing er es listig genug an, nach und nach seinen Endzweck zu erreichen, an der Marquise sich zu rächen.

„Bruder! — sagte er zum Ritter; — wir lieben beide die Marquise. Keiner darf dem andern in den Weg treten. Ich kann Herr meiner Leidenschaften werden; ich kann meine Liebe der deinigen aufopfern. Siehe zu, daß es dir gelingt, glücklich zu werden. Ist es aber nicht möglich, so ziehe dich zurück, und ich will es versuchen. Aber entzweien soll uns ein Weib nicht!"

Sie umarmten sich. Der Vertrag war gemacht.

Der Ritter suchte nun seinen Plan auszuführen, und verdoppelte seine Bemühungen, der Marquise zu gefallen. Diese aber, der sein Betragen auffiel, nahm einen Ton an und setzte ihm eine solche Gleichgültigkeit entgegen, daß er es nicht wagte, ihr das Geheimniß seines Herzens zu entdecken.

Er vertraute sich dem Abbe', der ihm rieth, seine Liebe aufzugeben, aber zugleich ihn gegen die Marquise so zu erbittern wußte, daß er dieselbe nun eben so sehr haßte, als er sie vorher geliebt hatte.

Der Abbe' hatte aber seine Hoffnungen nicht ganz aufgegeben, sondern sich nur zurückgezogen, um auf einem ganz andern Wege seinen Endzweck zu erreichen.

Er hatte den Marquis mit seiner Gemalin ausgesöhnt, jetzt aber suchte er ihn wieder argwöhnisch zu machen, und zwar lenkte er seine Aufmerksamkeit auf einen jungen Menschen, an dessen Unterhaltung die Marquise wirklich Wohlgefallen fand. Dieß gelang. Der gereizte Marquis, aufmerksam auf das Benehmen seiner Frau gemacht, wurde wüthend, behandelte seine Gattin grausam, und hörte kein entschuldigendes Wort von ihr

an. — Der Abbe' suchte nun der Marquise, sie tröstend, sich zu nähern, und sah, daß diese mit Verachtung ihm den Rücken kehrte.

Wenige Tage darauf bekam sie Arsenik in einer frischen Milch, der ihr jedoch nur leichte Leibschmerzen verursachte. Der Vorfall erregte Aufsehen, wurde besprochen; vergessen.

Jetzt starb Mr. Rochere, der Großvater der Marquise, dessen Erbin sie war. Sie bekam ein ansehnliches Vermögen zu eigener Disposition, und der Abbe' gab seinem Bruder zu verstehen, eine Frau, die über so viel Geld zu schalten habe, sey wohl werth, schonender behandelt zu werden.

Der Marquis wollte jetzt, um den angenehmen Herbst dort zu verleben, nach Ganges gehen, einem kleinen, ihm gehörigen Städtchen mit einem Schlosse, und kaum erfuhr dies seine Gemalin, als sich ihrer, sie wußte selbst nicht warum, eine Traurigkeit bemächtigte, die sie sogar dazu brachte, vor der Abreise ihr Testament zu machen, in welchem sie ihre Mutter zur Erbin einsetzte, indem sie zugleich vor dem Stadtrathe zu Avignon, in Gegenwart vieler Zeugen, förmlich erklärte, daß, wenn nach ihrem Tode ein neueres Testament

sich vorfinden sollte, sie dasselbe für untergeschoben und ungültig gehalten wissen wollte.

In Ganges traf sie ihre Schwiegermutter, eine Frau von seltenen Verdiensten, und ihren Gemal, der mit seinen beiden Brüdern dahin gekommen war. Die Gesellschaft war ausgelesen; man war froh und heiter. Die Marquise wurde ruhiger.

Nach einigen Tagen ging die Schwiegermutter wieder nach Montpellier, als den Marquis eben Geschäfte nach Avignon zurückriefen. Die Marquise blieb also mit ihren beiden Schwägern allein, welche sich so betrugen, daß sie nach und nach die bei ihr verlorne Achtung wieder erhielten; ja, sie wußten sogar ihr Vertrauen zu gewinnen und sie zu bereden, ihr Testament ganz zum Vortheile ihres Gemals umzuändern. Da dieß geschehen war, that der Abbe' sich nun weiter keinen Zwang an, und war fest entschlossen, sich für die erduldete Verachtung an der Marquise zu rächen.

Sie sollte vergiftet werden, als sie Arznei nehmen wollte *), trank sie aber nicht, da

*) Den 17ten Mai 1667.

ihr dieselbe zu trübe zu seyn schien, setzte sie zurück, und nahm ihre gewöhnlichen Pillen ein.

Die Marquise blieb im Bette, empfing Damenbesuch, und war sehr lustig und aufgeräumt. — Die Brüder blieben verlegen und still, da sie keine Wirkung des Arseniks sahen.

Als die Damen fort waren, trat der Abbe' in's Zimmer, in der einen Hand ein Pistol, in der andern ein Glas mit einem schwarzen, dicken Tranke gefüllt, mit funkelnden Augen, emporgesträubtem Haar, den Schaum vor'm Munde, mit unbeschreiblicher Wuth. Er verschloß die Thüre, trat vor's Bett und sah die zitternde Marquise starr an. Des Ritters schien auf einmal eine gleiche Wuth sich zu bemächtigen, er zog den Degen und trat dem Bette näher. Das fürchterliche Stillschweigen brach endlich der Abbe':

„Madame! Ihr müßt sterben. Wählt Stahl, Feuer, oder Gift.“

Bebend, die Hände ringend, rief die Marquise aus:

„Was habe ich denn verbrochen, von Eurer Hand zu sterben? Daß meine und meines Gemals Ehre mir heilig war, ist das ein Verbrechen?

Sie wendete sich an den Ritter, erinnerte ihn an das, was sie für ihn gethan, wie oft sie ihre Sparkasse geleert hätte, ihn zu unterstützen, und daß sie erst kürzlich ihm 500 Livres geschenkt habe. Ihn rührte nichts. Er rief aus:

„Ihr müßt sterben! Wählt, oder wir wählen für Euch."

Einen Blick der Verachtung auf ihre Mörder werfend, hob die Marquise die Hände gen Himmel, und nahm dem Abbe' das Glas aus der Hand. Indem sie trank, setzten die Grausamen ihr den Degen und das Pistol auf die Brust. Einige Tropfen fielen ihr auf dieselbe, die sogleich die Haut verbrannten.

Der Ritter bemerkte zurückgebliebenen Satz in dem Glase, nahm eine silberne Haarnadel, strich denselben zusammen, gab ihr das Glas zurück und rief ihr zu:

„Hurtig! — Auch die Hefen müßt Ihr verschlucken."

Die Marquise nahm den Rest des Trankes, verschluckte ihn aber nicht, warf sich zurück aufs Bett, versteckte ihr Gesicht ins Kissen, und entledigte sich desselben. Hierauf wendete sie sich flehend zu den Mördern:

„Ich bitte Euch um Gottes willen! macht nicht auch meine Seele unglücklich. Sendet mir einen Beichtvater.“

Die Mörder verließen das Zimmer, verschlossen die Thüre, und ruften den Vikar des Orts, der in dem Schlosse wohnte, Perrette, ein Ungeheuer, ehemals des Marquis Lehrer, jetzt Theilnehmer des Verbrechens.

Als die Marquise sich allein sah, warf sie einen seidenen Unterrock über, und stieg in ein Fenster, 24 Fuß hoch von der Erde, das in den Viehhof ging. Eben wollte sie sich hinabstürzen, als Perrette ins Zimmer trat, und im Springen sie bei dem Rocke faßte, wovon er ein Stück in den Händen behielt, als die Marquise hinabsprang. Der Unmensch schleuderte ihr einen großen Wasserkrug nach, der sie aber nicht traf.

Auf dem Hofe steckte die Marquise ihren Haarzopf in den Mund und reizte sich zum Erbrechen. Was sie von sich gab, fraß ein Schwein, und fiel sogleich todt nieder.

Vergebens suchte die Unglückliche zu entkommen, alle Ausgänge waren verschlossen. Ein Stallknecht öffnete auf ihr jammerndes Flehen endlich eine Thür, trug sie aus dem

Schlosse, und übergab sie einigen Weibern, die ihm eben begegneten.

Die Mörder stürzten ihr durch die Straßen nach, schrieen, sie sey wahnsinnig, und holten sie bei dem Hause des Herrn de Prets ein. Der Ritter zwang sie in dieses Haus zu gehen, und schloß die Thür ab. Der Abbe' trat mit dem Pistol in der Hand vor die Thür, und drohte jeden zu erschießen, der sich nähern würde, denn er werde nicht zugeben, daß seine Schwägerin den Menschen in ihrer Narrheit zum Schauspiel dienen solle.

Der Herr des Hauses war abwesend. Seine Frau hatte einige Freundinnen bei sich. Die Marquise schrie: man habe sie vergiftet, eine Dame steckte ihr eine kleine Theriakbüchse zu; sie forderte Wasser, der Ritter zerbrach das Glas, welches man brachte, und erklärte: seine Schwägerin sey wahnsinnig. Er werde für sie sorgen.

Die Marquise bat, sie mit ihm allein zu lassen, warf sich vor ihm nieder, weinte, flehte, versprach, und suchte sein Herz zu erweichen, aber vergebens. Er zog den Degen, und gab ihr zwei Stiche auf die Brust. Sie sprang auf, eilte an die Thür und schrie um Hülfe. Er verfolgte sie, und gab ihr noch fünf Stiche mit

solcher Wuth, daß von dem letzten der Degen zerbrach und ein Stück der Klinge ihr in der Schulter stecken blieb. Dann sprang er hinab zu dem Abbe' und rief ihm zu:

„Fort! Es ist alles geschehen!"

Auf das Geschrei der Marquise stürzte die Gesellschaft in's Zimmer, fand die Unglückliche im Blute, und eine Dame schrie zum Fenster hinaus: man solle eilig einen Wundarzt holen. Dieß hörte der Abbe', eilte in's Haus, drang in's Zimmer, setzte der Marquise das Pistol auf die Brust und drückte es ab. Es versagte. Eine Dame fiel ihm in den Arm, er schlug mit dem Pistol auf sie los; die Weiber fielen über ihn her, schlugen und traten wüthend auf ihn los, und warfen ihn zum Hause hinaus.

Mit großer Mühe wurde das Stück der Degenklinge aus der Schulter der Marquise gezogen, ein Wundarzt kam, legte den Verband an, und fand keine von den Wunden tödtlich.

Nun erschien die Obrigkeit, besetzte das Haus mit Wache, und gab der Marquise Schutz. Der Oberrichter, Baron Tressan, ließ den Mördern nachsetzen, die aber nicht erreicht werden konnten.

Als der Marquis zu Avignon hörte, was geschehen war, eilte er nicht so schnell, als er sollte, nach Ganges, besorgte einige Geschäfte noch, und kam erst drei Tage darauf dort an.

Die Marquise empfing ihn zärtlich, und er war unvorsichtig genug, von ihrem Testamente zu sprechen, welches er sie zu widerrufen bat. Das that sie aber nicht, und erklärte, sie werde nichts in demselben ändern. Es sey in demselben ihr letzter wahrer Wille enthalten, auf welchen sie sterben wolle.

Frau von Rossan, die Mutter, kam nach Ganges, es war ihr aber unmöglich, den Marquis am Bette ihrer Tochter zu sehen, und kaum war sie wieder abgereiset, als die Marquise sich fühlte und die heiligen Sakramente verlangte.

Der schändliche Pfaffe Perrette trat mit denselben ein. Die Marquise schauderte, und wollte die Hostie nicht nehmen, er habe denn selbst die Hälfte davon genommen. Er that es, und sie ließ ihm sein Amt verrichten.

Sie vergab ihren Feinden, bereitete sich zum Tode, segnete ihre Kinder, und entschlief *), nach unaussprechlichen Schmerzen.

---

*) Den 7ten Junius 1667.

Das Parlement zu Toulouse, welches indessen Bericht über diesen schrecklichen Vorfall erhalten hatte, ordnete den Rath de Catelan zur Untersuchung nach Ganges ab. Dieser ließ sogleich den Marquis in Verhaft nehmen. Er ergab sich ohne Einwendung, und erklärte: Es sey keine Gewalt nöthig. Er selbst sey entschlossen, die Mörder seiner Gattin gerichtlich zu verfolgen. — Er wurde in's Gefängniß nach Montpellier gebracht.

Der Leichnam der Marquise wurde geöffnet, sie wurde vergiftet gefunden, die Untersuchung begann. Frau von Rossan setzte sich in den Besitz der Erbschaft, nach dem Testamente ihrer Tochter, und erhob die Klage gegen die Mörder und den Marquis.

Nach geendigter Untersuchung wurde das Endurtheil in der Sache vom Parlement zu Toulouse publicirt *).

Der Abbe' und der Ritter de Gange wurden verurtheilt, lebendig gerädert zu werden; der Marquis de Gange wurde auf ewig aus Frankreich verwiesen, seiner Ehrenstellen entsetzt und seines Vermögens verlustig erklärt.

---

*) Den 21sten August 1667.

Perrette sollte, seines Ordens beraubt, der weltlichen Obrigkeit überliefert, und auf Lebenszeit auf die Galeeren geschmiedet werden.

Dies geschah. Perrette wurde an die Sklavenkette geschmiedet, starb aber auf dem Wege nach der Galeere.

In Rücksicht des Marquis fand das Publikum das Urtheil zu gelinde. Er verließ auch Frankreich nicht, versteckte sich nur, und kam, als sein Sohn erwachsen war, sogar zu diesem nach Ganges zurück. Da er aber hier die Gemalin seines Sohnes zu verführen versuchte, brachte ihn dieser in die Grafschaft Venaissin, und man hat nichts weiter von ihm gehört.

Der Ritter ging nach Venedig, nahm Kriegsdienste, und starb in Candia gegen die Türken.

Der Abbe' floh nach Holland, warf sich in weltliche Kleider, nahm einen andern Namen an, verheirathete sich, und lebte, unerkannt, so rechtlich, daß er in einem guten Rufe starb.

Marquise de Brinvillier.

Maria Margaretha, die Tochter des Civillieutenants d'Aubray zu Paris, wurde *) mit Marquis de Brinvillier, dem Sohne des reichen Präsidenten bei der Rechnungskammer, Mr. Gobelin, verheirathet. Der Marquis hatte ein jährliches Einkommen von 30,000 Livres, und seine Braut erhielt 200,000 Livres zur Mitgabe. Nach ihres Vaters Tode hatte sie noch eine bedeutende Erbschaft zu erwarten.

Aber nicht Geld allein, auch die Natur stattete die Marquise sehr freigebig aus. Ein Wuchs von mittler Länge, ein freundliches, rundes Gesicht, in welchem der Abdruck einer reinen Seele zu glänzen schien, ein sanfter Reiz, der ihre Freundlichkeit umschwebte, war diese Mitgabe, die ihr die Zuneigung aller Bekannten schenkte, indem ihre Schönheit ihr so manches Herz gewann.

*) 1651.

Die Liebe hatte ihre Ehe nicht geschlossen, und ihr Herz hatte ihre Hand nicht ihrem Gemal geschenkt. Ein Rittmeister St. Croix gewann ihre Zuneigung und bemächtigte sich ihrer Empfindungen. Gleichgestimmte Seelen begegnen sich und wissen sich zu finden.

St. Croix war ein Abentheurer, von dessen Herkunft sehr verdächtig gesprochen wurde. So stiefmütterlich das Glück ihn behandelte, so freigebig war die Natur gegen ihn gewesen. Sein Gesicht war einnehmend und geistvoll; es mußte ihm Zuneigung und Vertrauen verschaffen. Eigen war ihm jene Geistesgeschmeidigkeit, die jede Gestalt mit gleicher Leichtigkeit anzunehmen weiß, und zu allen Rollen die gehörige Fertigkeit besitzt. Er war empfindlich gegen Beleidigungen, und eifersüchtig bis zur Raserei in der Liebe. Bei dem größten Hange zur Verschwendung ohne Hülfsmittel, war er, um sich dieselben zu verschaffen, zu allem fähig, und um dazu zu gelangen, verschmähte er nichts, erborgte er selbst den Schleier der Frömmigkeit, wenn Ausgelassenheit ihn nicht zum Zwecke führen konnte.

Der Marquis Brinvillier, Obrister eines Regiments, machte seine Bekanntschaft in dem damaligen Feldzuge in der Normandie, und führte ihn selbst in sein Haus ein, als beide nach Paris zurückkamen. Der Freund des Mannes wurde bald der Liebhaber seiner Frau, und da der Marquis ganz unbesorgt war, so wurde es dem Verführer leicht, sich der ihm gleichgestimmten Seele zu nähern.

Die Freigebigkeit des Marquis, die oft in Verschwendung ausartete, brachte endlich sein Hauswesen in solche Zerrüttung, daß es seiner Frau erlaubt wurde, ihr Vermögen zurückzunehmen und dasselbe selbst zu verwalten. Damit glaubte sie zugleich ein Recht zu erhalten, sich alles Zwanges zu entbinden.

Ihr Umgang mit St. Croix wurde bald zum allgemeinen Gespräch. Der Marquis hörte, was man sprach, gleichgültig an. So nahm es aber nicht der Vater. Für die Ehre seiner Tochter besorgt, wirkte er einen Verhaftsbefehl gegen ihren Liebhaber aus, und ließ ihn, als er eben mit der Marquise ausfuhr, ganz unvermuthet von ihrer Seite in Verhaft nehmen und in die Bastille bringen.

Diese Gefangenschaft gab ihm unglücklicher Weise das schrecklichste Mittel der Rache. Er wurde in derselben mit einem gewissen Exili, einem Italiener, bekannt, der ihn bei näherer Bekanntschaft nicht nur zur Rache noch mehr anfeuerte, sondern ihn auch die Mittel zur Ausführung derselben lehrte.

„Ihr Franzosen, — sagte er; — wißt euch gar nicht zu benehmen, wenn ihr euch rächen wollt, und werdet gewöhnlich selbst das Opfer eurer Rache. Ihr macht stets so viel Lärm dabei, wenn ihr etwas thun wollt, daß man euch hört, ehe ihr oft noch gekommen seyd. Und wenn ihr euerm Feinde schaden wollt, seyd ihr selbst verloren, ehe ihm etwas geschieht. Das wissen wir Italiener besser. Es giebt bei uns Leute, die es so weit in der Kunst gebracht haben, daß sie Gifte zu bereiten wissen, welche allen Wissenschaften der Aerzte spotten. In ihrer Gewalt ist der Tod so schnell und so langsam, wie sie nur wollen, und ihre Mittel lassen keine Spur zurück. Dieß ist die große Kunst, die Verbrechen des Menschen auf Rechnung der Natur zu bringen.“

Mit der größten Begierde verschlang St. Croix die Lehren dieses Erfahrenen, sich mit der unsichtbaren Gewalt zu bewaffnen, die seinen Haß befriedigen, ihm das Opfer geben, und ihn in den Besitz seiner Wünsche setzen konnte. Er war sehr gelehrig, und sein Lehrmeister sah mit Vergnügen, welche Fortschritte er in der Kunst machte, welche er ihm beizubringen redlich suchte. Ehe er noch die Bastille verließ, war er Meister in dem, was er gelernt hatte.

Der Vater der Marquise, dessen Rechtschaffenheit ihm so sehr im Wege stand, sollte als das erste Opfer seiner Rache fallen. Aber es war ihm nicht genug, die Rechtschaffenheit selbst zu morden, durch die Hand seiner eigenen Tochter sollte er sterben. Ihre schändliche Seele ergab sich den Wünschen ihres Verführers, und willig fand dieser die unnatürliche Tochter, ihren Vater zu morden, sich eines Aufsehers zu entledigen, den ihr lasterhaftes Herz haßte. Ihre wollüstige Leidenschaft zu einem Bösewicht unterdrückte der Natur stärkstes Gefühl, das Heiligste wurde ihr fremd, sie ergab sich dem höchsten Grade des Lasters und der abscheulichsten Verworfenheit.

Nicht genug, die Gewißheit der erlernten teufelischen Kunst an Thieren zu prüfen, theilte sie vergifteten Zwieback an die Armen aus, und brachte diese tödlichen Geschenke selbst in das Hotel de Dieu, um mit eigenen Augen die Wirkung derselben an den armen Kranken zu sehen. An ihrer Kammerjungfer machte sie eine gleiche Probe, die aber nicht so ganz gelang, und wodurch St. Croix belehrt wurde, sein Gift bedürfe noch eines Zusatzes, den er auch demselben gab.

Die Marquise setzte ihren Gästen zuweilen vergiftete Taubenpasteten vor, nicht, sie eben um's Leben zu bringen, sondern nur Beobachtungen über ihre Gifte anzustellen. Mehrere aber starben doch wirklich daran.

Durch die Reihe dieser Grausamkeiten ganz im Laster verhärtet, beschloß sie endlich, den Streich auf das bestimmte größte Opfer selbst zu führen. Ihre Verstellung hatte den guten Vater nicht allein wieder mit ihr ausgesöhnt, sondern ihre Gegenwart war ihm sogar nach und nach ganz unentbehrlich geworden. Er vertraute ihr die ganze Sorge für sein geschwächtes Alter an, und ergab sich ganz der anscheinenden Besorglichkeit seiner

Tochter, die jetzt bei ihm auf seinem Landhause zu Offemont lebte. Hier, in dieser heiligen Freistätte der Ruhe, mitten unter den herzlichsten Ergießungen väterlicher Liebe, reichte die Marquise ihrem Vater den Becher des Todes. — Sie vergiftete ihn in einer selbst zubereiteten Suppe, die sie ihm mit kindlicher Freundlichkeit vorsetzte, sah mit satanischer Gleichgültigkeit die Zuckungen ihres Erzeugers, und begleitete ihn mit geheuchelten Empfindungen nach Paris, wo er starb.

Es giebt Verbrechen, die so abscheulich sind, daß man sie nicht einmal argwöhnt. Kein Mensch dachte sich eine Tochter, die ihren Vater vergiften könnte. Die Marquise wurde über diesen Verlust von ihren Freunden getröstet, und ihre erkünstelte Betrübniß verschaffte ihr so manche herzliche Beileidsbezeigung, indeß sie sich in den Armen ihres Liebhabers recht wohl zu trösten wußte.

Die erwartete Erbschaft erfüllte ihre Hoffnungen aber so wenig, da Gesetze und Familienverträge ihren Brüdern das Vorzugsrecht an der Hinterlassenschaft zusprachen, daß sie sich entschloß, auch diese aus dem Wege zu räumen. St. Croix bot ihr die Hand.

La Chaussée, sein ehemaliger Diener, ein Kerl, so schlecht wie sein Herr, wurde zu dem jüngern Bruder, der Civillieutenant war, in Dienste gebracht, und erhielt das Versprechen einer lebenslänglichen Versorgung und einer Belohnung von hundert Pistolen, wenn es ihm gelänge, seinen jetzigen Herrn zu vergiften. Der erste Versuch gelang nicht. Ein zweiter wurde gemacht *), als der ältere Bruder, der Parlementsrath war, seinen Bruder aufs Land begleitete, und dieser gelang besser. In einer Ragoutpastete wurden beide vergiftet, und starben einige Monate darauf unter schrecklichen Schmerzen.

Um ihren Geliebten heirathen zu können, wollte die Marquise nun auch ihren Gemal aus dem Wege schaffen, und brachte ihm mehrmals Gift bei. St. Croix aber, der gar keine Neigung hatte, ein Weib zu heirathen, welches in allen Abscheulichkeiten gleichen Schritt mit ihm hielt, wußte stets dem Marquis Gegengifte zu geben. So wurde der Unglückliche nur dadurch bei'm Leben erhalten,

*) Im April 1670.

daß beide Ungeheuer ihn einander zuschleuderten, und ihn bald vergifteten, bald entgifteten.

So großes Aufsehen die schnellen Todesfälle so kurz nach einander auch erregten, so blieben, bei allen Muthmaßungen darüber, doch die Thäter ganz außer Verdacht, und nur ein Zufall konnte alles entdecken, was auch geschah.

Bis jetzt hatte St. Croix zwar seine Wünsche erfüllt gesehen, aber für einen Menschen, der so unersättlich worden war wie er, Böses zu thun, hatte seine Kunst zu viele Reize, um dieselbe nicht noch fleißiger zu studiren. Die Gifte, welche er jetzt verfertigte, waren so fein, daß sie durch einen Athemzug tödten konnten. Er nahm daher, wenn er sie machte, eine gläserne Maske vor's Gesicht, um des Giftes Ausdünstungen von sich abzuhalten. Einst aber fiel bei'm Laboriren ihm die Maske ab, und er blieb auf der Stelle todt.

Die Obrigkeit versiegelte seine Sachen und fertigte ein Inventarium darüber. Da fand sich unter andern ein Kästchen, in welchem obenauf ein beschriebenes Blatt lag:

„Ich bitte sehr, dieses Kästchen der Marquise Brinvillier zu überliefern, der alles, was darin befindlich ist, gehört. Sie allein hat dabei ein Interesse, und alles, was sich hier findet, kann andern Menschen nichts nutzen. Sollte diese aber vor mir schon gestorben seyn, so bitte ich, nicht in dem Kästchen herumzustören, sondern dasselbe sogleich mit allem, was darin ist, zu verbrennen. Darum bitte ich bei Gott und bei allem, was mir heilig ist. Was ich sage, ist gut gemeint und wohl überlegt, es ist mein letzter Wille, und ich gebe dem Finder alles auf sein eigenes Gewissen. Paris den 25. Mai 1672.

St. Croix."

„Paket, gerichtet an Mr. Penautier, der es überliefern wird."

Die Obrigkeit hielt es für rathsam, das Kästchen zu untersuchen, und fand verschiedene, mit sechs und acht Siegeln verwahrte Paketchen, in welchen sublimirter Merkurius, präparirtes Vitriol, einige Fläschchen mit verschiedenen Wassern, mehrere Büchsen mit Opium, einige Schächtelchen mit mancherlei Dingen dieser Art in denselben. Die Aerzte untersuchten alles genau, und entdeckten die

künstlichsten Gifte, die allen Versuchen widerstanden. Sie wurden an Thieren probirt und thaten die schnellste, unbemerkbarste Wirkung. Kurz, man fand, daß St. Croix in seiner abscheulichen Kunst ganz vollkommen und derselben Meister gewesen war.

Außer diesen Giften enthielt das Kästchen aber auch viele Papiere, die nur Bezug auf die Marquise Brinvillier hatten, ihre Briefe an St. Croix, und auch eine ihm von ihr ausgestellte Verschreibung von 30,000 Livres.

Die Marquise erfuhr St. Croix's Tod, und daß man seine Sachen versiegelt habe, kaum, als sie alles anwendete, das ihr so fatale Kästchen in ihre Gewalt zu bekommen, und da dieß nicht gelingen wollte, verließ sie schnell Frankreich und ging nach Lüttich.

Nicht allein daß ihre Flucht sie verdächtig machte, sondern es offenbarten sich mit jedem Tage auch mehrere Umstände, welche die Marquise in den größten Verdacht brachten, und selbst die Aussagen einiger Mitschuldigen bestätigten die vorgefaßte Meinung von ihrer Schuld und machten ihre begangenen Verbrechen zur Gewißheit. Die Wittwe ihres vergifteten Bruders trat als Anklägerin gegen

sie öffentlich auf, und ihre und St. Croix's Helfershelfer wurden eingezogen, verhört, und gestanden, was zu gestehen war. Besonders beichtete der Bösewicht La Chaussee sein begangenes Verbrechen, und mit jedem Verhöre mehrerer Theilnehmer desselben bekam man stärkeres Licht über die begangene That der Finsterniß.

La Chaussee wurde hierauf lebendig gerädert, und die Marquise, abwesend, zur Enthauptung verdammt.

Es wurde ein Gefreiter von der Polizei, Degrais, mit einigen Gerichtsdienern und den Akten des Criminalprozesses nach Lüttich geschickt, und erhielt, nach Einsicht derselben, die Erlaubniß, die Marquise zu verhaften.

Degrais erfuhr, sie habe sich in ein Kloster begeben, wagte es aber nicht, aus Furcht, einen Volksauflauf zu erregen, aus demselben sie mit Gewalt herauszuholen, und nahm seine Zuflucht zur List. In die Kleidung eines Geistlichen gesteckt, besuchte er die Marquise, sagte, er sey ein Franzos und habe nicht durch Lüttich reisen wollen, ohne eine Dame zu besuchen, die durch ihr unglückliches Schicksal allgemeine Theilnahme eben sowohl, als durch

ihre Schönheit Bewunderung errege. Er wußte sich zu benehmen, — ein Pariser Polizeigefreiter ist ein Mann von Kopf und Lebensart! — und seine Rolle so gut zu spielen, daß er es bald bis dahin brachte, mit einer so reizbaren Frau, wie die Marquise war, von Liebe sprechen zu dürfen. Er fand Gehör.

Ein Kloster ist zu vertrauten Zusammenkünften ein sehr unbequemer Ort. Degrais schlug also eine Spazierfahrt auf's Land vor. Die Marquise willigte ein.

Kaum hatten sie die Stadt im Rücken, als der verliebte Abbe' sich plötzlich in einen sehr unzärtlichen Polizeigefreiten verwandelte, und die zärtliche Dame den Gerichtsdienern überlieferte, die sie schon erwartet hatten.

Mit einer Magistrats-Ordre versehen, ging Degrais in's Kloster, und nahm alles weg, was er in dem Zimmer der Marquise fand.

Eine Schatulle beunruhigte sie sehr, und sie bat dringend um die Zurückgabe derselben. Degrais lieferte sie nicht aus. Endlich verlangte sie aus derselben nur ein Papier, welches sie ihre Beichte nannte, aber auch dieses erhielt sie nicht. Da dieß nicht gehen

wollte, suchte sie einen von den Gerichtsdienern mit Gelde zu bestechen. Dieser stellte sich bereitwillig, überlieferte aber alle ihre Briefe, die sie nach Lüttich an ihren Freund, einen gewissen Theria, schrieb, sie zu befreien, dem Polizeigefreiten. Es kam also keiner dieser Briefe nach Lüttich, dennoch aber kam Theria nach Mastricht, suchte seine Freundin zu befreien und die Gerichtsdiener zu bestechen. Er stieg in seinem Gebote bis zu tausend Louisd'or, aber er fand die Gerichtsdiener unbestechlich.

Die Marquise wurde nach Paris ins Parlementsgefängniß in Verwahrung gebracht.

In allen Verhören läugnete sie standhaft alle Beschuldigungen ab, und affectirte in ihrem Gefängniß eine Gemüthsruhe, die ihr Herz nicht kannte. Auf mancherlei Art versuchte sie es, sich das Leben selbst zu nehmen, aber stets wurde sie verhindert, und konnte ihren Endzweck nicht erreichen.

Unter allen Beweismitteln gegen sie, war ihre Beichte das stärkste derselben. Sie enthielt die geheimsten Umstände ihres Lebens, und es giebt beinahe kein Verbrechen, dessen sie sich in derselben nicht anklagte. Sie erklärte sich selbst für eine Mordbrennerin, be-

kannte, daß sie Feuer in einem Hause angelegt, und mit den Ausschweifungen aller Art vertraut, sich allen Unordnungen der Trunkenheit und Wollust überlassen habe. Sie sagte, in ihrem siebenten Jahre habe sie schon aufgehört Jungfer zu seyn, habe ihren Gemal betrogen, ihren Vater, ihre Brüder und eins ihrer Kinder vergiftet, habe ihre Schwester vergiften wollen, und sogar selbst Gift genommen, um mit einem Gegengifte einen Versuch seiner Wirkung zu machen. Sie erkannte zwar ihre Handschrift selbst an, behauptete aber, sie habe alles das im hitzigen Fieber geschrieben, es sey ein sinnloses Geschwätz, das man, ohne darüber zu lachen, nicht lesen könne.

Sie fand an Herrn Nivelle einen geschickten Vertheidiger, der alles aufbot, sie zu retten. In der für sie gedruckten Vertheidigungsschrift sagte er alles, was ein feiner, gewandter Anwald für einen Klienten zu seiner Vertheidigung nur sagen kann, mit einer Beredsamkeit und Stärke, die überzeugend hätte seyn müssen, wären die Verbrechen der Marquise nur ein wenig verdeckter gewesen. Aber so, wie dieselben offen, vor jedermanns Augen da lagen, konnte dieses Meisterstück der Feinheit

die Verbrecherin durchaus nicht retten, und blieb nur ein schönes Denkmal der Kunst, Geschicklichkeit und Gewandtheit, mit der es abgefaßt war, eine so böse Sache dennoch vertheidigen zu können.

Die Marquise wurde demnach *) verurtheilt: „Zur verdienten Strafe, barfuß, mit einem Strick um den Hals, und einer zwei Pfund schweren brennenden Kerze in der Hand, auf einem Karren an die Thür der Hauptkirche zu Paris gebracht zu werden, um daselbst Kirchenbuße zu thun, und das Bekenntniß ihrer begangenen Verbrechen öffentlich in derselben abzulegen. Von da soll sie — hieß es in dem Urtheil ferner, — zum Greveplatz gebracht, und ihr auf dem dazu errichteten Schaffot der Kopf abgeschlagen, ihr Körper verbrannt, und ihre Asche in die Luft verstreut werden.

Die Marquise hörte nun auf zu läugnen, gestand ihre Verbrechen selbst, und ihr Beichtiger Pirot, der sie auch auf den Richtplatz begleitete, macht von den vier und zwanzig letzten Stunden ihres Lebens eine sehr rührende Erzählung.

---

*) Den 16ten Juli 1676.

Der Zulauf von Menschen bei ihrer Hinrichtung war außerordentlich groß. Nicht der Richtplatz allein, sondern alle Gassen, durch welche sie geführt wurde, waren mit Zuschauern bedeckt. Der berühmte Maler Le Brun stellte sich an einen Ort, wo er sie ganz genau beobachten konnte, um den Ausdruck der Todesfurcht gegen eine gewaltsame Hinrichtung von ihrem Gesichte nehmen zu können. Aber er konnte nicht finden, was er suchte.

Die Marquise, mit dem Bilde des Todes, den sie oft genug selbst andern gegeben und sie sterbend beobachtet hatte, bekannt, war gegen sich selbst hart, ganz unempfindlich geworden, und verlor durchaus die Geistesgegenwart nicht, so, daß sie auch sogar einigen vornehmen Damen, welche die Neugierde auch herbeigezogen hatte, mit festem Blicke, ganz bitter, zurufte: „In der That, ein schönes Schauspiel für Sie, meine Damen!"

Die Hinrichtung der Marquise wollen wir uns von der Frau von Sevigne' *) erzählen lassen:

---

*) Aus einem ihrer Briefe, vom 17. Julius 1676.

„Mit der Brinvillier ist's nun aus; sie befindet sich in der Luft. Ihr armer kleiner Körper wurde nach der Enthauptung in ein ungeheuer großes Feuer geworfen, und ihre Asche in die Luft gestreut. — Gestern wurde ihr Urtheil gesprochen und diesen Morgen ihr vorgelesen. Man wollte sie auf die Folter bringen. Sie erbot sich zu einem freywilligen Geständniß. Wirklich hat sie auch bis um vier Uhr eine Erzählung von ihrem Leben gemacht, die noch viel schrecklicher ist, als man sich dachte. Zehnmal nach einander hat sie ihrem Vater Gift beigebracht, ehe sie ihren Zweck erreichte. Dabei heuchelte sie ihm immer die höchste kindliche Zärtlichkeit. Mit dem Generalprokurator hat sie noch eine ganze Stunde lang, man hat nicht erfahren, wovon, gesprochen."

„Um 6 Uhr wurde sie, im bloßen Hemde, einen Strick um den Hals, zur Kirche U. L. Frau geführt. Hier mußte sie Kirchenbuße thun, und wurde sodann wieder auf ihren Karrn gesetzt. Hier sah ich sie selbst auf Stroh liegen, eine niedrige Cornette auf dem Kopfe, im Hemde, den Geistlichen auf der einen, den Nachrichter auf der andern Seite. Mir zitterten bei diesem Anblick alle Glieder. Man

versichert, sie habe das Schaffot mit großem Muthe bestiegen."

In einem zweiten Briefe sagt Madame Sevigne':

„Die Brinvillier ist gestorben, wie sie gelebt hat; mit Entschlossenheit. Ihr Urtheil hörte sie ohne Bestürzung an, bat aber, es ihr noch einmal vorzulesen; „denn, — sagte sie; — der Karrn ist mir so aufgefallen, daß ich all' das andere darüber verhört habe."

Auf dem Wege nach dem Richtplatze bat sie ihren Beichtvater, den Nachrichter vor sie setzen zu lassen, „damit ich — setzte sie hinzu — den Schurken Degrais nicht sehe, der mich eingefangen hat." — Ihr Beichtvater verwies ihr diese Aeußerung, und sie sagte: „Ach mein Gott! Verzeihung! Lasset mir diesen seltsamen Anblick!"

„Sie bestieg das Schaffot allein, mit bloßen Füßen, und mußte sich eine Viertelstunde lang von dem Scharfrichter besichtigen, die Haare abscheeren, stellen und wieder stellen lassen. Es entstand darüber ein starkes Gemurmel."

„Sie hatte vor ihrer Hinrichtung zwei Beichtväter. — „Der eine, sagte sie, meinte, ich müsse alles bekennen, der andere sagte das

nicht. Ich kann also thun, was ich will.“ Es hat ihr beliebt, keinen Menschen als Mitschuldigen zu nennen.“

Sie glaubte Begnadigung zu erhalten, und als sie das Schaffot bestieg, fragte sie: „Nun ist's wohl gut?“ — Ihr Beichtvater versichert, sie sey als eine Heilige gestorben! Der Pöbel hat auf diese Versicherung ihre Gebeine gesammelt.“

Der Marquis Brinvillier, der, wie man versichert, um ihre Begnadigung gebeten hat, wurde nicht mit in den Prozeß seiner Frau verwickelt, und niemand weiß, was aus ihm geworden, wohin er gekommen ist. Vermuthlich hat er sich und seinen Kummer in die Einsamkeit vergraben, und einen andern Namen angenommen, da der seinige zur Bezeichnung des abscheulichsten Verbrechens dienen mußte. Morceau à la Brinvillier heißt noch jetzt in Frankreich: Vergiftung.

Antoinette de Bourignon.

Antoinette de Bourignon, die Tochter eines Kaufmanns, wurde zu Ryssel *) so ungestaltet geboren, daß man nicht wußte, ob man, als eine Misgeburt, sie umbringen, oder am Leben lassen sollte. Diese angeborne Häßlichkeit aber verlor sich von Tage zu Tage, und wie sie herangewachsen war, erschien sie unter ihren Gespielinnen so wohlgestaltet und liebenswürdig, wie diese. Aber von ihrer frühesten Jugend an war ihr Leben einer stillen Andacht und Verschlossenheit in sich selbst gewidmet. Sie floh endlich alle Gesellschaften, beschäftigte sich mit sich selbst, und entsagte freiwillig den Freuden der eitlen Welt.

Der Antrag ihres Vaters, einem jungen Franzosen ihre Hand zu reichen, brachte sie außer sich. Als Jungfrau wollte sie leben und sterben, und von keinem Manne wissen. Da aber ihre Aeltern auf ihre Verheirathung be-

*) Den 13ten Jannar 1616.

standen, so ergriff sie kurz vor dem bestimmten Hochzeittage *) die Flucht.

Sie war in Einsiedler-Kleidern entflohen, wurde aber, da ein Zufall ihr Geschlecht verrieth, in einem Dorfe angehalten, und entwand sich mit genauer Noth den Händen eines zudringlichen Soldaten, Jean de St. Saulieu. Er stellte sich im Anfange so andächtig, daß Antoinette nichts argwöhnte, und sprach mit einer Salbung, welche die Andächtige erfreute. Bald aber nahm er die Maske ab, vergaß die Andacht, und sprach von Liebe. Antoinette verwies ihm dieß, und als er zudringlich wurde, sah sie sich genöthiget, bei der Obrigkeit Schutz gegen seine Nachstellungen zu suchen.

Endlich befreite sie der Priester des Orts von den Zudringlichkeiten des Kriegers, und da er sie so gottesfürchtig fand, sprach er mit dem Erzbischof von Cambrai über das fromme Mädchen, die er in seinen Schutz genommen hatte. Dieser unterhielt sich selbst mit ihr, und gab ihr endlich den Rath, wieder zu ihren Aeltern zurückzukehren.

---

*) Am Ostertage 1636.

Das that sie. Kaum aber war sie wieder in ihrem väterlichen Hause, als ihr ein zweiter Heirathsantrag gemacht wurde und sie nöthigte, die Flucht abermals zu ergreifen.

Sie ging wieder zu dem Erzbischof von Cambrai, und erhielt von ihm anfangs die Erlaubniß, eine kleine heilige Gesellschaft mit einigen andern andächtigen Schwestern zu errichten, was er ihr aber doch nachher wieder widerrieth. Sie lebte daher viele Jahre allein in der Einsamkeit, und führte ein stilles, gottseligen Betrachtungen geweihtes Leben. Endlich *) erhielt sie die Aufsicht und Direction über ein Hospital, und nahm den Orden und das Kleid einer Augustinerin an.

Die Nonnen des Klosters aber, in welchem sie wohnte, geriethen in den Verdacht der Hexerei, und wurden beschuldiget, mit dem Teufel in ein Bündniß getreten zu seyn. Antoinette wurde eben so verdächtig, und daher nach Ryssel gefordert, sich zu verantworten. Dieß that sie so nachdrücklich, daß sie von allem Verdachte freigesprochen werden mußte. Um aber nicht zum zweiten Mal in ähnliche Ver-

*) 1653.

drüßlichkeiten zu gerathen, verließ sie das Kloster, und ging nach Gent *).

Hier nun trat sie bedeutender auf, fing an ein apostolisches Amt auszuüben, und den Menschen zu predigen, wie sie durch die Wiedergeburt allein Gottes Kinder werden könnten. — Gleichsam schwanger nannte sie sich, und gab vor, eben solche Schmerzen auszustehen, als eine Wöchnerin, um ihre geistlichen Kinder zu gebären. Christian Corth, ein Prediger, ihre erste geistliche Geburt, war ziemlich groß und stark ausgefallen, und gab zu manchem Bon-Mot Anlaß, wodurch sich Antoinette jedoch nicht abhalten ließ, sehr freudig mehrmals geistliche Mutter zu werden.

Dieser Corth erzählte, eine Offenbarung von Gott erhalten zu haben, die ihn verpflichte, das Ueberschwemmungswasser der Insel Nordstrand im Holsteinischen abzuleiten, um daselbst eine Kolonie für diejenigen zu stiften, die Verfolgung litten um des Namens Gottes willen. Er wendete wirklich große Geldsummen auf dieses Unternehmen, und lud die Jansenisten ein, zu ihm zu kommen. Ein großes Stück Land und das

*) 1662.

Recht des Zehnten hatte er auf der Insel sich erworben, wovon er einen Theil seiner geistlichen Mutter Antoinetten schenkte, die eben damals *) ihr Werk: das Licht der Welt, hatte drucken lassen. Ihr lieber Jünger besuchte sie in Amsterdam, wohin sie indessen gegangen war, und beide hielten sich daselbst länger auf, als sie anfangs geglaubt hatten.

Kaum war Antoinettens Werk erschienen, als sie einige Anhänger ihrer Meinungen, aber noch mehr Gegner, besonders unter den Cartesianern, erhielt. Denn diese behaupteten, man müsse bei Untersuchung der Dinge sich des Lichts der Natur bedienen, und Antoinette zog ihre Offenbarungen allen Untersuchungen vor, und wollte denselben nichts einräumen.

Diese Offenbarungen, indem sie einen beständigen Umgang mit Gott vorgab, machte sie nun durch den Druck bekannt, und gab in denselben Nachrichten von vielen Dingen, die sonst aller Welt verborgen waren.

Indessen starb **) Corth und setzte sie zu seiner Erbin ein. Diese Erbschaft aber, auf

*) 1668. **) 1669.

welcher einige Schulden hafteten, verwickelte sie in viele Prozesse.

Sie verließ endlich Holland *) und ging auf die Insel Nordstrand, wo sie eine Buchdruckerei anlegte und ihre Bücher herausgab, die nachher in 19 Bänden zusammen herausgekommen sind.

Es erschienen viele Schriften gegen ihre Bücher. Sie antwortete, und der Streit wurde endlich so heftig, daß der Fiskal ihr ihre Buchdruckerei wegnahm **), und als sie nach Flensburg kam, entging sie mit genauer Noth einer Steinigung von dem gegen sie aufgebrachten Pöbel, welcher sie eine Hexe schalt, und ihren Tod verlangte. Sie entfloh, und ihre Bücher wurden öffentlich auf dem Markte verbrannt.

Wohin sie kam, wurde sie verfolgt, und sah sich endlich genöthiget, Holstein ganz zu verlassen. Sie ging nach Hamburg, und als sie hörte, daß man sich ihrer Person zu bemächtigen suchte, floh sie nach Ostfriesland. Aber auch hier fand sie Feinde, und konnte, ungeachtet der Baron Latzbourg sie beschützte,

---

*) 1671.
**) 1674.

nicht ruhig leben. Dieses zwang sie, nach Holland zu gehen; sie starb aber *) zu Franeker.

Vollkommen von der Reinheit und Richtigkeit ihrer Lehre überzeugt, ertrug sie alle Verfolgungen mit großem Muthe. Gegen ihre Gegner aber schrieb sie mit der anzüglichsten Heftigkeit, und verursachte dadurch so tumultuarische Auftritte, daß sie freilich sich keiner Ruhe zn erfreuen haben konnte, die sie doch, wie sie sagte, suchte.

In zwei Bänden hat sie selbst ihr äußerliches und innerliches Leben beschrieben, welches der Sonderbarkeit ihrer Meinungen wegen ziemlich unterhaltend zu lesen ist.

Es ist schwer, einen Abriß von ihrem Lehrbegriff zu geben, weil in ihrer Lehre nichts zusammenhängt, sondern, ihrem Vorgeben nach, alles aus unmittelbaren Offenbarungen fließet, was sie lehret. Unter andern aber behauptete sie, die wahre christliche Kirche sey ganz ausgestorben, man müsse deswegen derselben, so wie sie jetzt bestehe, ganz entsagen. Deshalb wollte sie sich auch zu keiner Religions-Sekte

*) Den 30sten Oktober 1680.

halten, erfand neue Religionsartikel, und stiftete eine Gesellschaft, deren Mitglieder so von der Stifterin und ihren Lehren eingenommen waren, daß sie dieselbe nicht als ihre Lehrerin, sondern als ihre Göttin verehrten. Diese gaben ihr nun die Namen: Mutter der Gläubigen, Licht der Welt, Weib ohne Sünde, und sagten, sie sey die wahre Prophetin aller Propheten, ausgerüstet mit der höchsten Erkenntniß der Göttlichkeit, ja, sie sey sogar die mit den Strahlen der Sonne bekleidete Braut Christi, von der Salomo's hohes Lied singe, indeß ihre Gegner und Feinde sie eine Wahnsinnige, eine Lügnerin, Verführerin, Afterprophetin, Aufwieglerin, ja sogar ein Gespons des Teufels nannten.

Sie selbst war sehr ehrgeizig und ruhmsüchtig, und hegte unter allen wohl die größten Gedanken von sich. Sie behauptete, alles, was sie geschrieben, habe ihr der heilige Geist eingegeben, ja sie hatte die weibliche Kühnheit, zu behaupten: ihre Bücher müßten höher als die heilige Schrift geachtet werden.

Nach dieser Behauptung wird es uns nicht schwer fallen, unter allen ihr gegebenen Na-

men, ganz unpartheiisch, den ihr gebüh-renden herauszusuchen.

Da sie ihre Misgestalt kannte, so war sie eitel genug, nie einem Maler zu sitzen; demungeachtet aber hat man einige Portraits von ihr. Sie hatte aber eine so dauerhafte und gute Natur, daß sie, aller erduldeten Beschwerlichkeiten ungeachtet, kaum vierzig Jahr alt zu seyn schien, als sie schon ihr sechszigstes zurückgelegt hatte. Nie hat sie eine Brille gebraucht, ob sie gleich stets las oder schrieb.

Durch einen Zufall wurden die drei merkwürdigsten Perioden ihres Lebens, ihre Geburt, der Anfang ihrer Autorschaft und ihr Tod, durch die Erscheinung eines Cometen bezeichnet; ein Umstand, der dieser Prophetin und Lehrerin einer neuen Religion bei vielen ihrer Zeitgenossen ungemein günstig war.

Unter allen ihren sonderbaren Behauptungen war ihre Meinung von den ersten Menschen vielleicht die seltsamste. Sie schreibt:

„Die Menschen meinen, sie wären so, wie sie jetzt sind, von Gott geschaffen; das ist aber nicht wahr: denn die Sünde hat das Werk Gottes an ihnen verunstaltet. Anstatt Menschen zu seyn, wie sie seyn sollten, sind sie die

Misgeburten der Natur geworden, in zweierlei unvollkommene Geschlechter eingetheilt, unfähig, ihres Gleichen allein zu erzeugen, so wie die Pflanzen und Bäume sich erzeugen, die in diesem Stücke mehr Vollkommenheit an sich haben, als Männer oder Weiber, welche allein eben so wenig vermögend sind, ohne Verbindung mit einander, als ohne Schmerzen und Elend zu gebären."

Eine vollständige deutsche Uebersetzung aller ihrer Werke, in 38 Bänden, von dem zu seiner Zeit nicht unbekannten Theologen Hofkunz, liegt in einer bekannten großen öffentlichen Bibliothek, dürfte in unsern Zeiten schwerlich des Drucks gewürdiget werden, und wird wohl ein seltenes Manuscript derselben bleiben.

Eleonore Davies.

Eleonore Davies, eine der neuern Prophetinnen, war die fünfte Tochter des Lord Audley, Grafens von Castelhaven, und wurde ungefähr in den erstern Jahren der Regierung des Königs Jakob des Ersten in England geboren. Sie wurde wohl unterrichtet, gelehrt erzogen, und an den Oberprokurator John Davies verheirathet. Als dieser gestorben war, gab sie ihre Hand Archibald Douglas, hat aber, wie es scheint, mit beiden Männern nicht gar zu glücklich gelebt, was wohl auch nicht anders seyn konnte, da sie ein gar sonderbares Wesen war, das, in überirdischen Regionen schwebend, sich schwerlich bei terrestrischen Glückseligkeiten wohl befinden konnte.

Wir wollen sie aus dem, was sie von sich selbst geschrieben hat, besonders aus ihrer sogenannten Appellation *), kennen lernen. — Es sind, was wir lesen werden, Selbstgeständnisse, die den Charakter der

*) The Lady *Eleanor* her Appeal. Present this to Mr. *Mace*, the Prophet of the most High, his Messenger. Printed in the Year 1646.

Selbstbekennerin, so wie ihre Talente, ihre Ueberzeugung, ihr Treiben und Walten, in das gehörige Licht stellen werden. Sie erzählt:

„Kurz vor König Jakobs des Ersten Tode, im Jahr 1625, kam ein schottischer junger Bursch, etwa 13 Jahr alt, in die Stadt, Namens Georg Carr, auch genannt: der stumme Knabe, weil er lange gar nicht sprach, oder der Wahrsager, von dem viel gesprochen wurde. Diesen brachte man in mein Haus, wo viele gelehrte und kluge Leute versammelt waren, ihn und seine Gaben zu prüfen. Er bestand aber so wohl, daß wir uns verwunderten, und wußte alles zu offenbaren, sogar wenn es auch in Briefen stand, die im Schreibetische verschlossen lagen. Es ist nicht alles zu sagen und zu erzählen, was er zu sagen, zu entdecken und zu offenbaren wußte. Da aber des Lärmens zu viel wurde, mußte ich ihn aus dem Hause lassen, und man that ihn zu dem Mönche Rush."

„Kaum war er fort, so sank der Geist der Prophezeihung auf mich. Da legte ich alle Haushaltungssorge bei Seite, und beschäftigte mich mit nichts, als mit Gottes Worte."

„Ich schrieb meine Visionen und Prophezeihungen nieder, und mein Mann, das

gottlose Menschenkind, sagte, ich sey toll, muthete mir, der Prophetin, zu, mich um die Haushaltung zu bekümmern, (was nie eine Seherin gethan, weil sie keine Zeit für solche Kleinigkeiten hat,) und warf mein Manuscript in's Feuer."

„Aber ich sagte ihm, daß er binnen drei Jahren den tödlichen Streich zu erwarten hätte, und legte sogleich deshalb Trauerkleider an."

„Als ich nun, da er sterben wollte, ihm das eheliche Geleite, die Thränen der Gattin, mit auf den Weg gab, sagte er: „Weine nicht, da ich noch lebe; lache, wenn ich todt bin." Und das ereignete sich denn gar zu bald; denn ich heirathete, gegen ein feierliches Gelübde, ob ich gleich sonst sehr standhaft bin, nach drei Monaten einen zweiten Mann, der aber auch nicht ungestraft blieb; denn er warf mir auch ein Buch, das war ein neues Manuscript, in's Feuer, und sagte: Ich sollte etwas Klügeres thun, als solches (kaum kann ich es sagen!) aberwitziges Zeug schmieren, und mich (Ich, die Prophetin!) um meine Hauswirthschaft bekümmern. Er starb den 28sten Julius 1644, und ich ließ ihn in der St. Pancratius-Kirche beisetzen."

„Ungefähr zwei Jahr nach König Karls des Ersten Vermählung war ich bei der Kö-

nigin, zu der ich zuweilen kam, und wir sprachen von ihrer Schwangerschaft, von der Dauer ihrer Glückseligkeit ganz vernünftig und verständig, indem ich ihr prophezeihte, als der König eintrat, und sagte: Er habe gehört, daß ich meinem Manne seinen Tod drei Tage vorhergesagt habe, ob dieß wahr sey? — Ich antwortete: Ich hätte ihm von einem Freunde gesagt, der mit mir in Geheim zu sprechen wünsche, weil er mir etwas abzufragen habe; da lachte der König laut auf, und rief aus: „Das war der beste Gnadenstoß!"

„Da ich nun der guten Königin so immerhin fort prophezeihte, so misfiel dieß ihrem Gemal, dem Könige, und er schickte seinen Kammerjunker Kirk zu mir, der mir in seinem Namen sagen mußte: „Wenn ich die Prophezeihungen über seines Hauses Angelegenheiten nicht unterließe, so würde er mir das Prophezeihen legen." — Darauf antwortete ich: „Er sollte gewiß erfahren, daß meine verbrannten Manuscripte, und ich mit ihnen, gerächt werden würden."

„Ich prophezeihte demnach immer fort, und sagte gar viel voraus, was alles eintraf und erfüllt wurde. Aber der König übergab mich dem Erzbischof und den Kirchen-

Commissarien, die meine neuen Manuscripte, ach Gott! auch verbrannten, dieselben fanatische Scharteken nannten, mich um 3000 Pfund straften, in den Bann thaten, weder Tinte noch Feder mir erlaubten, und mich in's Gatehouse einsperrten, wo ich zwei Jahre lang so finster saß, daß ich von keinem Unterschiede an des Herrn Tage wußte."

Dr. Heylin, in seinem Leben des Erzbischofs Laud, sagt: diese Lady Eleonore sey nach und nach so ganz und gar wahnwitzig geworden, daß sie sich eingebildet habe, der Geist des Propheten Daniel wohne, seit dessen Abscheiden von der Welt, in ihr. Dr. Du Moulin hingegen nennt sie: gelehrt über ihr Geschlecht, demüthig unter ihrem Vermögen, sagt, sie sey von sehr hoher Seele gewesen, sanft ohne Niedergeschlagenheit, voll Liebe zu Gott, und groß im Unglück, welches ihren Muth nie habe erschüttern können.

„Hieraus — fährt er fort — floß bei ihr, als aus einer lebendigen Quelle, ein voller Strom von christlichen Gnadengaben, der vielen zum Besten und ihr selbst zum Trost gereichte. — Was ihre Prophezeihungen betrifft, so sind dieselben stets bewährt gefunden worden. In der größten Ruhe

sagte sie die Unruhen des Reichs voraus, und in der Tiefe derselben verkündigte sie die Wiederkehr der Ruhe und Ordnung."

Ein Jahr vor ihrem Tode glückte es ihr noch, eine zweite Schrift von ihrer Feder gedruckt zu sehen *), die dem Feuer entgangen war, womit ihre Männer und die Kirchencommissarien ihre Geistesprodukte vernichteten. Was sie in derselben sagte, war ihr Schwanengesang, waren ihre letzten Worte, die aber nicht gar friedfertig, sondern sehr rauh, wild, erbittert und hart klangen, denn sie starb bald darauf, wie sie gelebt hatte, als Prophetin. — Ein Dichter jener Zeit sang damals:

In das Reich der bleichen Schatten
zog sie prophezeihend hin,
suchte dort die beiden Gatten,
sah sie beide eilig flieh'n.
„Wartet nur, ich prophezeihe
in der Unterwelt nicht mehr."
Freundlich riefen beide Männer:
„Einen Becher Lethe her!"

---

*) The Restitution of Prophecy; that buried Talent to be revived. By the Lady *Eleanor*. 1651.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Einige Druckfehler

des ersten Theils.

S. 69 Z. 14 statt Thronen, lies Throne
— 101 — 24 nach sie, setze hinzu: in
— 167 — 15 nach von, setze hinzu: so
— 237 — 3 statt Abbret, lies Albret
— 251 — 4 st. Desyretaux, l. Desyveteaux

des zweiten Theils.

S. 89 Z. 2 statt versprochen; lies versprachen
— 96 — 26 st. o; l. so
— 145 — 12 nach: und, setze hinzu: die
— 163 — 16 st. hat; l. hatte
— 183 — 7 streiche das Wort: geworden, hinweg.
— 198 — 2 statt ar; l. war.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vulpius, Christian August, 1762-1827

Pantheon berühmter und merkwürdiger Frauen

Bd.: 2

Leipzig (1809)

Biogr.c. 245-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10070650-0